Brockauer Zeitung

Zeitung für den Landkreis Breslau

Bezugspreis einschließlich Abtrag wöchentlich 28 Pfg., monatlich 1,15 Mk. Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend mittag. Der Bezug gilt als fortbestehend, wenn nicht 14 Tage vor Beginn des Monats derselbe gekündigt wird. Bei höherer Gewalt oder Betriebsstörung kann in Anspruch auf Lieferung der Zeitung oder auf Rückzahlung des Bezugspreises nicht zugestanden werden.

Veröffentlichungsblatt für die Stadt Brockau

Anzeigenpreise: Für die einspaltige Millimeterhöhe (46 mm breit) 5 Pfg. Anzeigen im Textteil mm 15 Pfg. Preisliste Nr. 2. Nachlässe Staffel E. Für das Erscheinen der Anzeigen gelten die „Allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen". Gerichtsstand für alle Zahlungen ist Breslau. Hauptschriftleitung: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Dodeck, Brockau, Bahnhofstraße 12. —

Druck und Verlag von Ernst Dodeck's Erben, Brockau, Bahnhofstr. 12. Fernsprecher Breslau 53281. Postscheckkonto Breslau 10795

Nr. 128 — Brockau, Donnerstag, den 26. Oktober 1939 — 39. Jahrgang

Entschlossener Kampf

„Das deutsche Volk ist nunmehr entschlossen, diesen ihm von den britischen Kriegshetzern aufgezwungenen Krieg zu führen und nicht eher die Waffen niederzulegen, bis die Sicherheit des Deutschen Reiches in Europa gewährleistet ist und die Garantien dafür geschaffen sind, daß ein solcher Angriff auf das deutsche Volk für alle Zeiten ausgeschlossen ist."

Dieser Satz aus der Danziger Rede des Reichsaußenministers von Ribbentrop zeigt den Feinden Deutschlands, was die Glocke geschlagen hat. Unser Friedenswille ist verhöhnt, unsere Friedensbereitschaft in der Stunde des Sieges ist mißachtet worden. Jetzt liegt die Entscheidung bei den Waffen! Unsere unvergleichliche Infanterie, unsere unaufhaltsamen Panzerwagen, unsere Geschütze, die ein Wunderwerk an Präzision darstellen, unsere wagemutigen Flieger und Matrosen, und dann vor allem die Schicksalsgemeinschaft zwischen Volk und Führer, die werden jetzt jeden Widerstand gegen die gerechte Neuordnung Europas brechen! Neville Chamberlain hat den Kampf gewollt, Deutschland nimmt den Kampf auf, und mag darüber Englands derzeitiger Ministerpräsident zum Totengräber des britischen Imperiums werden!

Dieser Wille, den uns von den Briten aufgezwungenen Kampf bis zum vollen Sieg durchzufechten, ist die Konsequenz der deutschen Friedenspolitik. Wenn jetzt aus dem feindlichen Lager heraus die Frage aufgeworfen wird, wie Deutschland seinen Friedenswillen „beweisen" wolle, dann können wir diesen Herren nur erwidern: dadurch selbstverständlich, daß wir sie bei den Ohren packen und wachrütteln! Denn wer seine Zeit nicht verschlafen hat, wer nicht mit geschlossenen Augen und verstopften Ohren durch die Welt gewandert ist, der muß wissen, daß Deutschland seinen Friedenswillen längst unter Beweis gestellt hat, in jenen Jahren nämlich, als es dazu an der Zeit war!

Warum hat denn Adolf Hitler in dem historischen Abkommen mit dem Marschall Pilsudski den Versuch einer Normalisierung der deutsch-polnischen Beziehungen unternommen? Darum selbstverständlich, weil er einen dauerhaften Frieden herbeiführen wollte! Warum hat denn Deutschland immer wieder mit allem Ernst eine Lösung der Korridorfrage und des „Problems" Danzig angestrebt? Weil auch die Unruhe in Europa gebannt, weil jede Ursache neuer Konflikte beseitigt werden sollte! Warum hat denn der Führer bereits im Sommer 1933 eine persönliche Zusammenkunft mit dem damaligen französischen Ministerpräsidenten Daladier, dem gleichen Mann, der auch heute an der Spitze der Regierung Frankreichs steht, gewünscht? Weil er nach tausend Jahren wechselvoller Kämpfe ein gutes Einvernehmen zwischen dem deutschen und dem französischen Volke herbeiführen wollte! Und warum hat unser Führer auch England ständig die Hand zum Ausgleich entgegengestreckt, warum hat er England über die Begrenzung der Flottenrüstungen hinaus eine Garantie der ewigen Unantastbarkeit Hollands, Belgiens und Frankreichs, die Respektierung der britischen Interessen, ja, sogar ein Schutz- und Trutzbündnis angeboten? Nun, warum denn wohl? — Weil wir den Krieg zu fürchten hatten? Aber wer ist so erbärmlich, daß er solche Verleumdungen noch nach dem Feldzug in Polen ausstreuen wollte! Weil Adolf Hitler als ein Mann des Schützengrabens den Krieg in seiner wahren Gestalt gekannt hat, darum hat er, aus seinem Glauben an den Sieg der Vernunft heraus bis zum letzten Augenblick für den Frieden, für die ehrliche Verständigung und für die volle Zusammenarbeit der Völker gearbeitet!

Erfolge von größter Bedeutung hat der Führer aber überall dort erzielt, wo Deutschlands Bereitschaft ehrlich gewürdigt worden ist. So verbinden uns heute herzliche Beziehungen mit dem italienischen Imperium und mit Japan, so ist dem Führer in diesem Jahr selbst der Ausgleich mit Sowjetrußland gelungen. Der Beifall aber, mit dem in Danzig die Ausführungen über den deutsch-russischen Nichtangriffs- und Freundschaftsvertrag beantwortet worden sind, zeigt der Welt, daß diese Verträge sich einer echten Volkstümlichkeit erfreuen. Wenn trotzdem in Europa erneut die Kanonen donnern, dann ist das einzig und allein die Schuld des britischen Ministerpräsidenten Neville Chamberlain und der Kriegshetzer, die von ihm oder von denen er abhängig ist. So stellen denn die gleichen Ausführungen des deutschen Außenministers, die den Friedenswillen des Reiches so deutlich unterstrichen haben, zugleich eine vernichtende Abrechnung mit den englischen Kriegstreibern dar. Englands Regierung hat die Begegnung mit Daladier sabotiert, Englands Regierung hat Polen aufgehetzt, Englands Regierung hat Mussolinis Friedensschritt vereitelt, Englands Regierung hat den Krieg gewollt, weil sie in wahnwitziger Verblendung den Unfrieden in Europa als unerläßliche Vorbedingung des britischen Gedeihens, d. h. der Ausbeutung der Welt, angesehen hat.

In diesem Zusammenhang mußte endlich einmal auch über die angebliche Friedensmission, die Chamberlain nach München geführt hat, in Fraktur gesprochen werden. Nicht, weil er den Krieg verhindern wollte, ist Chamberlain nach München gekommen, sondern weil er den Krieg verschieben wollte, weil er ihn unter günstigeren Bedingungen für England vom Zaune brechen wollte, darum hat uns damals Englands Premierminister mit seinem Besuch beehrt. Und darum hat Chamberlain es auch fertigbekommen, daß er, obwohl er die Erklärung, daß Deutschland und England nie wieder Krieg gegeneinander führen wollten, in der Tasche hatte, eine Aufrüstung anordnete, die jedem deutlich genug zeigte, wohin England steuerte. Und etwas mußte noch gesagt werden, nämlich, daß England geradezu verrufen ist wegen seiner Wortbrüche. Unsere Generation erfreut sich dabei der „Auszeichnung", beim Waffenstillstand den größten Wortbruch aller Zeiten erlebt zu haben. In dem gleichen Jahrzehnt aber hat England auch Italien gegenüber das Wort gebrochen und weiter den Arabern, den Indern und selbst den Vereinigten Staaten gegenüber. Wirklich, unsere Erlebnisse bestätigen so recht das — von einem Franzosen geprägte! — Wort vom perfiden Albion. Und darum haben wir jetzt den Kampf aufgenommen, schlagen wir hart zu, auf daß Europa frei wird von der Bedrückung und Verhetzung durch England!

Gutgezielte Torpedos

Stärkste Wirkung der Rede Ribbentrops

Die Welt steht völlig unter dem Eindruck der vernichtenden Abrechnung des Reichsaußenministers von Ribbentrop mit den englischen Kriegshetzern. Viele Zeitungen erkennen an, daß der deutsche Reichsaußenminister in seiner Rede in Danzig einen unwiderleglichen Beweis für den absoluten Kriegswillen Englands erbracht hat. Einen tiefen Eindruck hat vor allem auch die unerschütterliche Entschlossenheit des deutschen 80-Millionen-Volkes gemacht, den ihm aufgezwungenen Krieg bis zum Siege durchzufechten.

Außergewöhnliche Bedeutung wird der Rede in Italien beigelegt, wie man dort auch den Ausführungen Ribbentrops voll zustimmt. In politischen Kreisen in Rom ist man der Ansicht, daß dem Reichsminister die Beweisführung dafür, daß England den Krieg seit Jahren gewollt und planmäßig vorbereitet hat, vollständig gelungen ist. Mit der Garantie an Polen, so wird auch in Italien anerkannt, habe England nur einen Kriegsvorwand sich verschaffen wollen. Lebhaften Widerhall hat auch die Erwähnung des englischen Wortbruches an Italien hervorgerufen, da das italienische Volk weder diesen Wortbruch noch die von England während des abessinischen Feldzuges veranlaßten Sanktionen vergessen hat.

Vernichtende Abrechnung

Die römischen Zeitungen berichten ausführlich, zum Teil sogar wörtlich, über die Rede des Reichsaußenministers, die in Schlagzeilen als „Vernichtende Abrechnung mit der antideutschen Politik Englands" und als „Bestätigung des deutschen Entschlusses, die englische Herausforderung anzunehmen" gekennzeichnet wird. Besonders unterstrichen werden die Ausführungen des Reichsaußenministers über die Kriegsvorbereitungen Englands und die durch Englands Schuld zum Scheitern gebrachte Friedensinitiative des Duce. Deutschland, so heben alle Blätter übereinstimmend hervor, werde jetzt den Krieg bis ans siegreiche Ende führen.

Die belgischen Zeitungen, die gleichfalls aufs tiefste von der deutschen Abrechnung mit England beeindruckt sind, unterstreichen durch Fettdruck die Feststellung, daß Deutschland seine Grenzen jetzt als endgültig ansieht und keine Forderungen mehr an England und Frankreich zu stellen hat. Gerade diese Worte haben in Brüssel eine besonders starke Wirkung hervorgerufen. Wie Italien, so legt auch die belgische Presse den Ausführungen Ribbentrops besondere Bedeutung bei. Ferner sind sich alle Blätter in Brüssel darüber einig, daß Deutschland die Ablehnung der Friedenshand durch Chamberlain nunmehr mit Taten beantworten wird. In Holland wurde die Rede des Reichsaußenministers von zahlreichen Leuten am Lautsprecher verfolgt, zudem brachte der holländische Sender gleich nach Beendigung der Rede einen Auszug, der alle wesentlichen Punkte enthielt.

Englands Kriegsschuld erwiesen

Der dänische Rundfunk verbreitet in seiner letzten Nachrichtensendung fast unmittelbar nach dem Schluß der Danziger Kundgebung einen Auszug in dänischer Sprache. Die dänischen Zeitungen veröffentlichten die Rede an hervorragender Stelle, wobei sie in ihren Schlagzeilen die lange Vorbereitung des Krieges durch England hervorheben. Die norwegischen Zeitungen unterstreichen, daß Deutschlands Konsolidierungsprozeß in Europa abgeschlossen ist.

Die estnischen Zeitungen heben noch hervor, daß der Krieg Deutschland aufgezwungen worden ist. Ebenso unterstreichen sie, daß die englische Regierung den Krieg planmäßig vorbereitet und ihn auch Frankreich aufgezwungen hat. Besondere Beachtung haben in Reval natürlich die Ausführungen darüber gefunden, daß Deutschland und die Sowjetunion die Ordnung in Osteuropa garantieren.

Von den ungarischen Zeitungen meint der liberale „Pesti Naplo", jedes Wort der Rede beweise, daß Deutschland seine ganze Kraftentfaltung nunmehr einzig und allein der Kriegführung zuwenden wolle. In Belgrad, wo die Zeitungen gleichfalls lange Auszüge in guter Aufmachung veröffentlichten, erklärte ein jugoslawischer Politiker, die Enthüllungen des Reichsaußenministers hätten nicht nur ein völlig neues Licht auf die Vorgeschichte des Krieges geworfen, sondern sie seien auch gut gezielte Torpedos im diplomatischen Kampf. Neben den unwiderlegbaren Tatsachenbeweisen gegen die britische Heuchelei haben vor allem das erneute Bekenntnis zur Unerschütterlichkeit der Achse Rom—Berlin, sowie die Ausführungen über die deutsch-russische Freundschaft und ihre Ausbaumöglichkeiten stärkste Beachtung gefunden.

Auch in den Vereinigten Staaten wurde die Rede im Rundfunk verbreitet und von den Zeitungen in ausführlichen Auszügen wiedergegeben. Wie aus Buenos Aires gemeldet wird, hat die deutsche Abrechnung mit der perfiden und wortbrüchigen britischen Regierung auch in Argentinien starken Nachhall gefunden.

Der Führer zeichnet Dr. Tiso aus

Das Großkreuz des Ordens vom Deutschen Adler verliehen

Der Führer hat dem slowakischen Ministerpräsidenten Dr. Josef Tiso das Großkreuz des Ordens vom Deutschen Adler verliehen. Die Ueberreichung erfolgte in feierlicher Form durch den deutschen Gesandten in Preßburg.

Rußland liefert Futtergetreide

Eine Million Tonnen im Laufe von zwei Monaten

Wie man hört, ist schon vor einigen Tagen im Rahmen der in Moskau zur Zeit stattfindenden Wirtschaftsverhandlungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion ein Kaufvertrag über die Lieferung von Futtergetreide an Deutschland abgeschlossen worden. Auf Grund dieses Vertrages wird ab sofort sowjetrussisches Futtergetreide in Höhe von einer Million Tonnen nach Deutschland geliefert. Es dürfte sich bei diesem Abschluß, der deutscherseits durch den Präsidenten der Reichsgetreidestelle, Herrn Daßler, getätigt wurde, um den größten Getreideabschluß handeln, der jemals zwischen zwei Ländern vereinbart wurde. Die Lieferungen des Futtergetreides sollen nun in den nächsten Tagen beginnen und im Laufe von zwei Monaten beendet sein.

Was sind eine Million to Futtergetreide?

Ob man nun wohl in England einsieht, daß die Hungerblockade gegen Deutschland ein Fehlschlag ist? Man wird noch manche Gelegenheit haben, sich zu wundern! Vermutlich hatte England Rußland anders in seine Rechnung eingesetzt. Aber Mr. Chamberlain und seine Kriegshetzerclique haben sich, wie ihnen Reichsaußenminister von Ribbentrop eben erst wieder bescheinigt hat, als Dilettanten erwiesen. Jetzt bekommen sie die Quittung, und das englische Volk wird die Rechnung zu bezahlen haben.

Was bedeuten nun für uns diese eine Million Tonnen Futtergetreide? Mit dieser Menge können wir zwei Millionen Schweine mästen! Die ungeheure Bedeutung der russischen Lieferung wird weiter klar, wenn wir unsere Futtermitteleinfuhr in den Jahren 1933 bis 1938 zum Vergleich heranziehen. Durchschnittlich führten wir in diesen Jahren 1 145 000 Tonnen Futtergetreide ein. Von 1933 bis 1936 betrug die durchschnittliche Jahreseinfuhr 515 000 Tonnen, in den letzten zwei Jahren 1937/38 wurde diese Einfuhr aus Gründen der Vorratswirt-

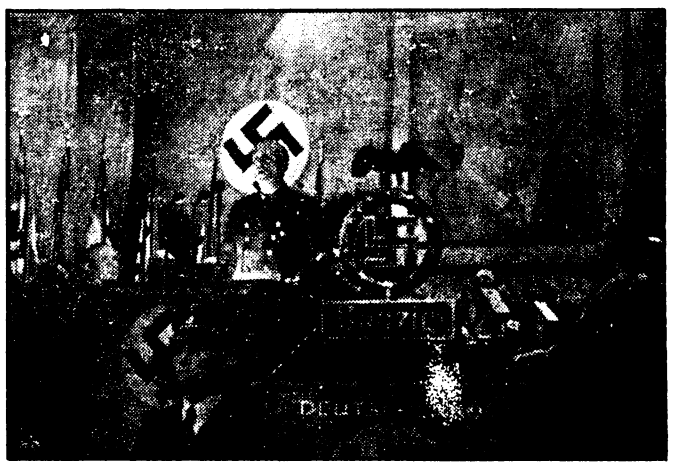
Nachhuten über die Grenze geworfen

DNB. Berlin, 25. Oktober.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Westlich Völklingen wurden feindliche Nachhuten in Stärke einer Kompanie, die sich noch auf deutschem Boden befanden, angegriffen und über die Grenze zurückgeworfen.

Sonst keine besonderen Ereignisse.



Die große Rede des Reichsaußenministers in Danzig.

Reichsaußenminister von Ribbentrop während seiner großen Rede in Danzig, die eine scharfe Abrechnung mit Chamberlain brachte und in der Ankündigung gipfelte, daß Deutschland in diesem ihm von den britischen Kriegshetzern aufgezwungenen Krieg die Waffen nicht eher niederlegen wird, bis die Sicherheit des Reiches in Europa gewährleistet ist. Weltbild (M).

schaft auf 2,25 bis 2,50 Millionen Tonnen überhöht. Unser Futtermittelbedarf ist, das dürfte wohl jedem klar sein, mit der russischen Lieferung sichergestellt!

Bisher 5000 Morde nachgewiesen

Und immer noch wächst die Liste der in Polen ermordeten Volksdeutschen.

Der Leiter der „Zentralstelle für die Auffindung und Bergung ermordeter Volksdeutscher" veröffentlicht im „Posener Tageblatt" einen Aufsatz, in dem festgestellt wird, daß bis jetzt die Zahl von mehr als 5000 ermordeten Volksdeutschen, unter denen sich viele Greise, Frauen und Kinder befinden, einwandfrei nachgewiesen werden konnte. Davon entfallen allein bis jetzt etwa 1000 Opfer auf die Stadt Bromberg.

Die „Zentralstelle" in Posen organisiert weiter Expeditionen zu den Massengräbern und Scharrstellen in Mittelpolen, wo die meisten deutschen Internierungszüge aus den Westgebieten ihr blutiges Ende fanden. Man muß damit rechnen, daß die genannte Zahl der volksdeutschen Blutopfer nach Abschluß der Erhebungen sich noch bedeutend erhöhen wird.

Tatkräftiger Aufbau des Imperiums

Rechenschaftsbericht über Italienisch-Ostafrika.

Der Staatssekretär für Italienisch-Ostafrika, General Teruzzi, hat dem Duce einen umfassenden Bericht über die wirtschaftliche Lage in Italienisch-Ostafrika erstattet, aus dem hervorgeht, daß Italien nunmehr nach der ersten Erschließungsperiode entschlossen auf das Ziel der wirtschaftlichen Autarkie, der Erhöhung der Exporte und der Massenkolonisation zustrebt, die Mussolini selbst als die Grundlage für die Entwicklung des Imperiums aufgezeigt hat.

Was die Bodenschätze betrifft, so könne man mit einer ständigen Zunahme der Gold- und Platingewinnung rechnen. Eisen sei in verschiedenen Gebieten angetroffen worden, desgleichen sei man auf ein großes Zinnlager gestoßen. Kupfervorkommen seien gleichfalls festgestellt worden. Bei der Baumwollproduktion könne man bereits in diesem Jahre mit einer wesentlich höheren Ernte rechnen. Das gleiche gelte für Oelsamen. Leder sei heute schon ein wertvoller Exportartikel. In bevölkerungspolitischer Hinsicht könne man jetzt mit einer beträchtlichen Steigerung des Siedlungswesens rechnen. Insgesamt seien, so wird abschließend festgestellt, in Italienisch-Ostafrika bisher etwa fünf Milliarden Lire investiert worden, was den besten Beweis für den unerschütterlichen Glauben des faschistischen Italien in die Zukunft des Imperiums darstelle.

Kammer wird mundtot gemacht

Keine Aussprache über den englischen Krieg

Der für Mitte November angekündigte Zusammentritt der französischen Kammer und des Senats ist in der Pariser Presse mit Genugtuung aufgenommen worden. Man ist sich aber nicht im unklaren darüber, daß die außerordentliche Sitzungsperiode nur von einer sehr kurzen Dauer sein wird, denn es wird als selbstverständlich angenommen, daß die Regierung es unter allen Umständen vermeiden wird, sich auf irgendwelche Aussprachen einzulassen.

Wiederum Raub der Patente

England stiehlt nach dem Schema des Weltkrieges. — Frankreich macht diesmal nicht mit!

Nachdem am ersten Tage des Kriegszustandes in England die Beschlagnahme des deutschen Privateigentums durchgeführt wurde, die von langer Hand vorbereitet gewesen sein muß, da auch nicht die kleinste deutsche Firma und die geringfügigste Firmenbeteiligung übersehen wurde, folgte wenige Tage darauf die Einbringung eines Gesetzentwurfs, durch welchen das britische Patentamt ermächtigt wurde, britischen Antragstellern die Auswertung von Patenten, Lizenzen, Gebrauchsmustern und Warenzeichen von Ausländern, mit deren Staat England sich im Kriegszustand befindet, zu übertragen. Und zwar sollen die britischen Antragsteller die Auswertung der Patente nicht nur für die Zeit des Krieges, sondern für die Gesamtdauer der Gültigkeit der Patente zugestanden erhalten.

Es ist hier nun eine sehr merkwürdige Tatsache zu verzeichnen. Frankreich macht diesen englischen Raub der Patente diesmal nicht mit. Sein jetziges Verhalten steht im Gegensatz zum englischen und auch im Gegensatz zu seinem eigenen Verhalten während des Weltkrieges. Die französische Gesetzgebung zeigt, daß es durchaus möglich ist, ohne Rücksicht auf den Kriegszustand private Schutzrechte und Erfinderleistungen zu respektieren.

Für das englische Verhalten gibt es dagegen keine militärisch oder irgendwie wehrwirtschaftlich ins Gewicht fallende Begründung. Es kommt darin derselbe Kriegs- und Vernichtungswille wie vor 25 Jahren zum Ausdruck. Es liegt darin derselbe Wille zur Fortführung des Wirtschaftskrieges auch über den Abschluß des militärischen Krieges hinaus. Und dieses Vorhaben ist nichts anderes als die Gewohnheit eines ausbeuterischen Kolonialimperialismus, der sich stets fremde Leistungen ohne Gegenleistungen anzueignen bestrebt ist und Machtmittel an Stelle von Arbeit einsetzt.

Indiens Haltung

Gandhi fordert verpflichtende Erklärungen Englands.

Die Turiner Zeitung „Stampa" veröffentlicht die Antwort Mahatma Gandhis, die dieser dem Blatt auf eine Reihe von telegraphisch übermittelten Anfragen über die Haltung Indiens im gegenwärtigen Krieg erteilt hat.

Der Indische Nationalkongreß, so erklärt Gandhi, habe während des im Gange befindlichen Krieges keinerlei konstitutionelle Veränderungen angestrebt, er fordere aber eine Erklärung, in welcher in verpflichtender Weise die Kriegslage vom englischen Standpunkt dargelegt werde. Darin müsse notwendigerweise die Unabhängigkeit Indiens auf Grund eines Statuts enthalten sein, das nach Abschluß des Krieges von den frei gewählten Vertretern Indiens auszuarbeiten sein werde. Zur Erreichung dieses Zweckes werde man sich soweit irgendmöglich schon während der Dauer der Feindseligkeiten über die englische Tätigkeit unterrichten müssen. Nach Ansicht aller Inder sei die Gegensätze zwischen Hindus und Mohammedanern eine direkte Folge britischen Regimes. Das einzige, was der Kongreß tun könnte, sei die Anordnung gewesen, daß seine in den lokalen Verwaltungen tätigen Mitglieder zurücktreten mußten. Jede weitere Aktion werde von der Art abhängen, wie England sich gegenüber dieser Krise verhalten werde. Der Kongreß habe der Londoner Regierung die Tür offengelassen, damit diese die begangenen Fehler wiedergutmachen könne.

Hierzu erklärt die „Stampa", Indien präsentiere jetzt seine Rechnungen. Indien würde der konservativen Regierung in London eine ausgezeichnete Gelegenheit bieten, die Aufrichtigkeit der zur Schau getragenen guten Absichten zu beweisen.

Gefälschtes Franco-Interview

Ueble Entstellung der Nachrichtenagenturen der Westmächte.

Mehrere belgische Zeitungen weisen darauf hin, daß ein Interview General Francos vom 3. Oktober von den Nachrichtenagenturen der Westmächte in übelster und böswilligster Weise verfälscht und entstellt worden sei. Aus dem jetzt vorliegenden Text der Erklärung General Francos gehe hervor, daß die Havas-Agentur absichtlich den Text verdreht habe, um die internationale öffentliche Meinung über die wahre Bedeutung der Worte General Francos zu täuschen.

Nach den seinerzeit von den feindlichen Lügenagenturen verbreiteten Berichten mußte der Eindruck erweckt werden, daß General Franco der Sache der Alliierten nicht völlig ablehnend gegenüberstehe. Aus dem jetzt von mehreren belgischen Zeitungen veröffentlichten vollen Wortlaut geht hervor, daß General Franco im Gegenteil den Krieg gegen Deutschland aufs schärfste mißbillige.

Aus Brockau und Umgegend.

Brockau, den 26. Oktober 1939.

27. Oktober.

1782: Der Geigenkünstler Niccolo Paganini in Genua geboren (gest. 1779). — 1760: Der Feldmarschall August Graf Neidhardt v. Gneisenau in Schildau geboren (gest. 1831). — 1782: Der Geigenkünstler Niccolo Paganini in Genua geboren (gest. 1840). — 1870: Kapitulation von Metz.

Alle Volksgasmasken abliefern!

Der Höhere SS- und Polizeiführer Südost — Inspekteur der Ordnungpolizei beim Oberpräsidenten der Provinz Schlesien — gibt nachstehende Anordnung des Reichsministers der Luftfahrt und Oberbefehlshabers der Luftwaffe bekannt:

Nachdem der Feind im Osten niedergekämpft ist, sind Gasmasken in unserem Gebiet zunächst nicht mehr unbedingt nötig. Wer eine Volksgasmaske besitzt, hat sie zugunsten der deutschen Volksgenossen im Westen des Reiches, die noch nicht außerhalb jeder Gefahr sind, abzugeben. Unter Bezugnahme auf § 15 Nr. 5 des Reichsleistungsgesetzes vom 1. September 1939, RGBl. I, S. 1645, in Verbindung mit der Bekanntmachung von Bedarfsstellen außerhalb der Wehrmacht, die zur Inanspruchnahme von Leistungen nach den §§ 3b, 14 und 15 Nr. 5 des Reichsleistungsgesetzes berechtigt sind, vom 13. Oktober 1939 (RGBl. I Nr. 202) ergeht deshalb folgende Aufforderung:

1. Jeder Eigentümer einer Volksgasmaske hat sie unverzüglich, wenn vorhanden, in dem Originalkarton verpackt, abzuliefern.
2. Die Ablieferung hat bei den zuständigen NSV.-Dienststellen zu erfolgen, denen auf meine Anweisung von den Landräten und Oberbürgermeistern im Einvernehmen mit der NSDAP. die Einsammlung der Volksgasmasken übertragen worden ist.
3. Für die erfolgte Ablieferung einer Volksgasmaske erhält der Ablieferer von der zuständigen Dienststelle der NSV. im Auftrage der von mir entsprechend angewiesenen Landräte und Oberbürgermeister eine Leistungsbescheinigung.
4. Wer eine Volksgasmaske nicht selbst gekauft, sondern von seiner Dienststelle oder seinem Betrieb empfangen hat, hat die Gasmaske nicht unmittelbar an seine zuständige NSV.-Dienststelle, sondern an seine Dienststelle oder seinen Betrieb abzuliefern, es sei denn, daß die Dienststelle oder der Betrieb ihn zu einer unmittelbaren Ablieferung an die NSV.-Dienststelle ermächtigt. Die Dienststelle oder der Betrieb geben ihrerseits die gesammelten Gasmasken der Gefolgschaftsmitglieder an die für sie zuständige NSV.-Dienststelle gegen Empfang der Leistungsbescheinigung gemäß Nr. 3 ab.
5. Wer der Aufforderung zur Ablieferung nicht nachkommt, kann sich nach § 34 des Reichsleistungsgesetzes strafbar machen.

Die Preise für Seife und Waschmittel

Regelung der Handelsspannen und Uebergewinne.

Der Reichskommissar für die Preisbildung hat mit seiner Anordnung vom 6. Oktober 1939 die Preise für Seifen und Waschmittel geregelt, soweit sie gemäß Anordnung der Reichsstelle für industrielle Fettversorgung in Zukunft noch hergestellt werden. Für Einheitsfeinseife beträgt der Kleinverkaufspreis höchstens 15 Rpf., für Rasierseife 20 Rpf. und für Wasch-(Seifen-)pulver 22 Rpf. für das Normalpaket zu 250 Gramm und 42 Rpf. für das Doppelpaket zu 500 Gramm. Die Handelsspannen für die verschiedenen Handelsstufen sind ebenfalls geregelt; so betragen z. B. die Nachlässe des Einzelhandels 30 v. H. bei Seifen und 20 v. H. bei Waschpulver, die des Großhandels einheitlich 15 v. H., berechnet vom Verkaufspreis der betr. Stufe.

Da nach den vom Beauftragten für den Vierjahresplan, Generalfeldmarschall Göring, gegebenen Grundsätzen in einer kriegsverpflichteten Volkswirtschaft ungerechtfertigte Gewinne nicht zugelassen werden können, ist in § 7 angeordnet, daß alle Hersteller ihre Uebergewinne auf einem Sonderkonto zu verbuchen haben. Dieses Sonderkonto dient dazu, künftige Preiserhöhungen durch Verteuerung der Rohstoffpreise aufzufangen. Um indessen den Betrieben einen Anreiz zu größtmöglicher Leistungssteigerung zu geben, sollen ihnen 10 v. H. dieser Gewinne belassen bleiben als „Fleißprämie". Damit ist eine möglichst niedrige und gleichbleibende Preisstellung im Interesse des Verbrauchers gewährleistet worden, in einer Weise, die gleichzeitig die Unternehmerinitiative wachhält.

Abgabe von Nährmitteln und Kindernährmitteln

Das Provinzialernährungsamt Schlesien gibt bekannt: Für die Zeit vom 23. Oktober bis 19. November 1939 werden auf die Abschnitte L 11, L 12, L 27 und L 28 der Nährmittelkarte je 25 Gramm Sago, Kartoffelgraupen, Kartoffelstärke oder Puddingpulver wahlweise abgegeben. Für ein Päckchen Puddingpulver mit einem Gewicht von 45 bis 60 Gramm sind zwei Abschnitte, für ein Päckchen Puddingpulver mit einem Gewicht von etwa 75 Gramm drei Abschnitte der Nährmittelkarte von der Verteilungsstelle einzubehalten. Die Abgabe von Puddingpulver in loser Form kann ebenfalls auf die genannten Kartenabschnitte erfolgen. Ferner werden in dem gleichen Zeitabschnitt auf die mit einem Kreuz (+) bezeichneten Abschnitte der Reichsbrotkarte für Kinder bis zu sechs Jahren je 125 Gramm deutsches Puddingmehl (Gustin, Malzena, Mondamin, Rizena und Weizenin) ausgegeben.

Deutschlands Jugend ist bereit

Planmäßige Vorbereitung der Jugend auf den Wehrdienst.

Die Dienststelle des Jugendführers des Deutschen Reiches gibt bekannt:

Für die Leibeserziehung der Hitler-Jugend in der Kriegszeit ist in diesen Tagen von der Reichsjugendführung, Befehlsstelle II eine Ausbildungsvorschrift erlassen worden. Danach wird die Leibeserziehung der Jugend auch im Krieg unter Berücksichtigung besonderer Aufgaben mit allen Mitteln fortgeführt. Ziel ist die Gesunderhaltung und Förderung der körperlichen Leistungsfähigkeit der gesamten Jugend.

Für die Hitlerjungen vom 16. bis zum vollendeten 18. Lebensjahre tritt eine Spezialausbildung im Geländedienst und Kleinkaliberschießen hinzu. Da sie in der Woche durch ihre Berufsarbeit in Anspruch genommen sind, findet diese Sonderausbildung grundsätzlich nur Sonnabend abend und Sonntag statt. Dafür entfällt die Teilnahme an den Leibesübungen. Jedoch können die 16- bis 17jährigen an einem Abend in der Woche und an zwei Sonntagnachmittagen am freiwilligen Leistungssport teilnehmen.

Mit dieser vormilitärischen Ausbildung, die im Einvernehmen mit den Oberkommandos der Wehrmacht und des Heeres erfolgt, bereitet die Hitler-Jugend ihre drei ältesten Jahrgänge (1923, 1922, 1921) planmäßig auf den Wehrdienst vor und sichert unserer Armee einen mit Gelände und Schußwaffe bereits vertrauten Nachwuchs. Diese Ausbildung erstreckt sich über einen Zeitraum von sechs Monaten und schließt mit einer Prüfung; bei Bestehen der Prüfung erhält der Teilnehmer den K-Ausbildungsschein.

Für die 14- bis 15jährigen Hitlerjungen wird noch kein Schieß- und Geländedienst durchgeführt. Für sie ist eine Ausbildung in der Grundschule der Leibesübungen vorgesehen. Soweit es sich um Schüler handelt, wird der Dienst an einem Wochentag in einer Doppelstunde durchgeführt; berufstätige Hitlerjungen dieses Alters sollen abends keine Sportausbildung mehr erhalten, sondern hier ist diese Doppelstunde während der Arbeitszeit vorgesehen. Darüber hinaus wird an zwei Sonntagen im Monat für zwei Stunden von allen Hitlerjungen dieses Alters gemeinsam die Grundschule der Leibesübungen durchgeführt. Sie haben ferner alle Gelegenheit, an dem freiwilligen Sport teilzunehmen.

Unsere 10- bis 14jährigen Pimpfe sind auf Anordnung des Reichsjugendführers weitgehend für Sammelaktionen eingesetzt. Ferner hat der Dienst des Jungvolks bis auf weiteres mit Sonnenuntergang beendet zu sein. Aus diesem Grunde werden z. B. Fahrten, Geländespiele und Luftgewehrschießen vielfach ausfallen müssen. Durchgeführt wird jedoch als wesentlichster Bestandteil des Jungvolkdienstes wöchentlich eine Doppelstunde Leibesübungen. Ferner kann der freiwillige Leistungssport der Pimpfe an zwei Sonntagvormittagen im Monat zur Durchführung gelangen. Dort, wo Sammelaktionen ausfallen, werden der Leistungssport und die Grundschule der Leibesübungen wieder verstärkt in den Dienstbetrieb aufgenommen.

Allgemeiner Lohnstop

Neue Bestimmungen über Kriegslöhne und Gehälter

Von dem Grundsatz ausgehend, daß niemand am Kriege verdienen soll, hat der Reichsarbeitsminister in den Zweiten Durchführungsbestimmungen zum Abschnitt III der Kriegswirtschaftsverordnung, die im RGBl. I, S. 2028, veröffentlicht sind, einen allgemeinen Lohnstop angeordnet.

In dieser Verordnung ist bestimmt worden, daß für die Dauer des Krieges die geltenden Lohn- und Gehaltssätze sowie sonstige regelmäßige Zuwendungen nicht erhöht werden dürfen. Auch die Gewährung einmaliger Zuwendungen mit dem Ziele, die Arbeitsverdienste entgegen diesem Verbot zu erhöhen, ist untersagt. Von diesem Lohnstop werden jedoch die Erhöhungen nicht berührt, die sich aus den Vorschriften eines Gesetzes, einer Tarifordnung oder einer vom Reichstreuhänder oder Sondertreuhänder der Arbeit gebilligten Betriebs-(Dienst-)ordnung ergeben, oder die auf einer Anordnung des Reichstreuhänders der Arbeit beruhen. Damit ist sichergestellt, daß Verdiensterhöhungen, die sich aus einem Aufrücken in eine höher entlohnte Altersstufe, Berufs- oder Tätigkeitsgruppe ergeben, nicht ausgeschlossen sind. Da Verdienstherhöhungen in Auswirkung einer gestiegenen Leistung nicht unterbunden werden sollen, sind die Akkordverdienste nicht begrenzt worden. Es ist hier lediglich untersagt, festgesetzte oder ausgeprobte Akkorde mit dem Ziele der Erhöhung des Arbeitsverdienstes zu ändern.

Ebenso wie eine Erhöhung der Gehälter und Löhne verboten ist, kann es auch nicht zugelassen werden, daß der Unternehmer von sich aus ohne jede Kontrolle Löhne und Gehälter senkt. Eine Senkung der Arbeitsentgelte ist daher grundsätzlich untersagt. Gebieten die Verhältnisse eines Betriebes zwingend eine Zurückführung der Löhne oder Gehälter, so muß der Reichstreuhänder der Arbeit hierzu seine Genehmigung geben. Ebenso ist zur Herabsetzung nicht leistungsbedingter Entgelte (Locklöhne) die Zustimmung des Reichstreuhänders erforderlich.

Soweit sich Zweifelsfragen auf dem Gebiete der Lohngestaltung ergeben sollten, wird es sich empfehlen, sich zwecks näherer Auskunft an den zuständigen Reichstreuhänder der Arbeit zu wenden.

Rundfunk-Programm

Reichssender Breslau

Freitag, 27. Oktober

8.30: Aus Leipzig: Konzert. — 9.30: Aus Berlin: Zellwolle. — 11.00: Aus Frankfurt am Main: Konzert. — 12.00: Aus Köln: Mittagskonzert. — 15.40: Hausfrau, das geht dich an! — 16.00: Aus Frankfurt am Main: Nachmittagskonzert. — 17.10: Soldatenstolz. Soldatenmut. Zwei Erzählungen von Olav Sölmund. — 17.40: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 18.00: Gedichte der Zeit. — 18.20: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 18.30: Vom Deutschlandsender: Aus dem Zeitgeschehen. — 19.00: Aus Berlin: Unterhaltungskonzert. — 19.50: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 20.15: Konzert des Großen Orchesters des Reichssenders Breslau. Kurt Hattwig (Klavier). — 22.50: Unterhaltungsmusik. Das Kleine Orchester des Reichssenders Breslau. — 0.10 bis 1.00: Aus Berlin: Konzert.

Sonnabend, 28. Oktober

8.10: Die gute Salbe. Eine kleine Erzählung von Anna Maria Göppert. — 8.20: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 9.30: Für unsere Kinder. — 10.05: Für unsere Kinder. — 11.00: Aus Berlin: Konzert — 11.40: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 12.00: Musik am Mittag. Das Orchester des Reichssenders Breslau. — 15.00: Die Gesundheitsäpfel. Ein Spiel nach einem nordischen Volksmärchen. — 15.30: Zwischenmusik (Schallpl.) — 15.40: Fahrt zu den Weltkriegsstellungen Makedoniens. — 16.00: Musik am Nachmittag. Das Kleine Orchester des Reichssenders Breslau. — 17.10: Ein Zepp und 40 000 Regenschirme. — 17.40: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 18.00: Eine deutsche Antwort. — 18.15: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 18.30: Vom Deutschlandsender: Aus dem Zeitgeschehen. — 19.00: Aus Berlin: Unterhaltungskonzert. — 19.50: Zwischenmusik. (Schallplatten.) — 20.15: Aus Berlin: Unterhaltungskonzert. — 22.50 bis 1.00: Aus Berlin: Unterhaltungskonzert.

Beilage zu Nr. 128 der „Brockauer Zeitung“
Donnerstag, den 26. Oktober 1939.

Die Insel der Verbannten

ROMAN VON EVA WENDORFF

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

4] Nachdruck verboten

„Fräulein Vera, die Abenteuer in den Tropen sind nicht so herrlich, wie sie sich der Europäer vorstellt! Und die meisten Kämpfe führt man doch nicht gegen wirkliche Gefahren, sondern ganz prosaisch gegen Schmutz und Ungeziefer! Aber ich verstehe es schon, daß Sie sich danach sehnen, einmal herauszukommen! Ich verstehe es! Und es wird Ihnen sicher auch noch einmal beschieden sein!“

Veras Augen hingen an seinen Lippen. „Erzählen Sie doch bitte von draußen — Sie müssen mir viel erzählen, Herr Doktor Holand!“ Sie legte die schlanken Hände zusammen und sah ihn kindlich bittend an.

Für Holand waren dieser Blick und diese Geste so hinreißend, daß er seine Nüchternheit und Besonnenheit mehr und mehr schwinden fühlte. Wozu redete man — was sollte diese ganze Aussprache? Dieses Mädchen war entzückend, er liebte es, er fühlte auch von ihm innige Zuneigung zu sich überströmen – zum Teufel, worauf wartete er eigentlich noch? Sein Entschluß war gefaßt.

„Jetzt nicht, Fräulein Vera“, seine Stimme klang heiser vor Erregung, „jetzt bin ich nicht in Stimmung dazu! Und ich glaube, Sie sind es im Grunde genommen auch nicht. Ein andermal will ich Ihnen gern erzählen, so viel Sie wollen, noch oft, hoffe ich.“ Und er winkte dem Kellner, zahlte rasch und hüllte Vera in ihren Mantel. „Kommen Sie, wir gehen!“

Und Vera so gern sie hätte ihn erzählen hören, so sehr dieser plötzliche Aufbruch sie eigentlich befremdete, spürte doch, daß jetzt in diesem Augenblick das große Erlebnis auf sie wartete, das sie so sehr ersehnt hatte. Sie schwieg und schritt rasch vor Holand her durch die langgestreckten Räume, der Ausgangstür zu. „Was nun?“ Sie blieb draußen stehen und sah erwartungsvoll lächelnd zu Holand auf. Ihr Herz klopfte.

Ludwig Holand gab keine Antwort. Er hatte eine Taxe herangewinkt, gab dem Chauffeur halblaut einen Auftrag und ließ Vera einsteigen. Rasch schwang er sich neben sie und schlug die Tür zu.

Der Wagen sprang an, er fuhr in gemächlichem Tempo den Kurfürstendamm hinunter, nach Halensee zu. Holand hatte schweigend Veras Hände ergriffen; er zog ihre Handschuhe ab und preßte die schlanken Finger so heftig, daß Vera fast aufgeschrien hätte. Auch die Mütze streifte er ihr ab und rückte noch näher an sie heran. Ein leiser Duft strömte von ihr aus, der seine Besonnenheit immer mehr schwinden ließ.

„Vera, kleine Vera!“ flüsterte der Mann. Und nun zog er sie in seine Arme. Wohlig aufseufzend, schmiegte sie sich an seine breite Brust. Er bog hastig ihren Kopf zurück und bedeckte ihr Gesicht mit heftigen Küssen, um endlich ihren Mund mit seinen Lippen festzuhalten. Und Vera, die Arme um seinen Hals gelegt, erwiderte seinen Kuß, glühend und insgeheim zitternd vor Erregung.

Endlich fand der Mann seine Besonnenheit wieder. Er löste sich von Vera, schlang sanfter seinen Arm aufs neue um sie und bettete ihren Kopf an seine Schulter. „Du hast mich lieb, kleine Vera?“ flüsterte er nahe an ihrem Ohr.

„Ja, ich habe dich lieb!“ flüsterte das Mädchen zurück. „Ich liebe dich, Ludwig Holand!“

„Und du willst meine Frau werden — ja? Immer bei mir bleiben, ganz zu mir gehören? Willst du das, kleine Vera?“

Vera schwieg einen Augenblick. Sie war erstaunt, überwältigt. Daran hatte sie nicht gedacht; die Vorstellung einer Heirat lag ihrem ganzen Gedankenkreise noch so fern. Aber sogleich flutete in ihr der Jubel auf. Sie sollte Holands Frau werden, die Gefährtin des großen Forschers Ludwig Holand — konnte es etwas Schöneres geben? Und hastig warf sie sich wieder in seine Arme, umschlang aufs neue seinen Hals.

„Ja, Liebster, ich will! Immer bei dir bleiben, ganz zu dir gehören, als deine Frau!“

Bei dem unerwarteten Ausbruch fühlte Holand von neuem seine Leidenschaft aufflammen; er zog Vera noch enger an sich und überschüttete sie mit Küssen und Liebkosungen. Und Vera erwiderte seine Zärtlichkeiten. Weich und hingeschmiegt lag sie in seinen Armen.

Da plötzlich hielt der Wagen mit einem scharfen Ruck an. Der Chauffeur klopfte energisch an die Scheibe. „Hier ist det Jagdschloß Grunewald. Wollen Sie denn nich aussteigen?“

Die beiden waren auseinandergefahren; Holand, jetzt völlig ernüchtert, gab ruhig und energisch seine Anweisung.

„Nein, wir steigen nicht aus; fahren Sie zurück in die Stadt, Viktoria-Luise-Platz! Aber langsam!“

Und jetzt, auf der Rückfahrt durch den nächtlichen Wald, entwickelte er vor Vera seine Pläne, wie er sie sich an diesem Tage zurechtgelegt hatte. Für ihn war alles so sicher jetzt, so klar umrissen, als habe er seit Monaten vorgehabt, Vera Liebich zu seiner Frau zu machen. Daß er sie eigentlich erst seit drei Tagen kannte, war völlig bedeutungslos.

Er würde Ende März seine Reise in das verseuchte Gebiet um Goyaz antreten, dort war eine neue Station einzurichten, ein Laboratorium aufzubauen, mit der Moskitobekämpfung neu zu beginnen. Diese Reise würde er noch allein machen, aber...

„Warum kann ich denn nicht mit?“ schaltete hier Vera sogleich flehend ein. „Laß mich doch gleich mit dir gehen — worauf wollen wir denn warten?“

Aber Holand schüttelte entschlossen den Kopf. „Nein, kleine Vera, in das Sumpfgebiet dort nehme ich dich nicht mit! Und eine so überstürzte Heirat würde mir überhaupt nicht zusagen! Aber in ein paar Monaten bin ich ja wieder zurück, dann lassen wir uns sofort trauen, und dann...“

„Aber was soll ich denn inzwischen tun, Ludwig?“ fragte Vera kläglich.

Holand lachte gutmütig; wie ungeduldig sie war, aber wie reizend auch in ihrem Unmut! „Was du tun sollst, mein Kleines? Nun, nichts anderes, als du sonst inzwischen auch getan hättest! Weiter studieren, dein Physikum machen. Und dazwischen fleißig Briefe an mich schreiben, das müßte ich mir schon ausbitten — natürlich!“

Vera schüttelte den Kopf; ihr eben noch strahlendes Gesicht, das er im Licht der Bogenlampen — sie fuhren wieder durch den Kurfürstendamm — jetzt erneut deutlich erkennen konnte, war mit tief enttäuschtem Ausdruck ihm zugewandt. Schmeichelnd faßte sie seine große Hand: „Vielleicht überlegst du dir es doch noch anders, Liebster! Vielleicht gibt es doch noch eine Möglichkeit, daß wir zwei zusammen bleiben! Ich, weißt du, ich möchte nicht in Berlin bleiben, bis du wiederkommst! Ich bin so unglücklich hier — ach, ich kann es dir gar nicht sagen...“

Und Vera, die eben noch eine Heirat als weit außer Betracht angesehen hatte, glaubte jetzt plötzlich, einen Aufschub ihrer Verbindung um keinen Preis ertragen zu können.

Ludwig Holand faßte begütigend ihre Hand. Ihm stand plötzlich die unangenehme Erscheinung des jungen Halder wieder vor Augen — vielleicht war es wirklich besser, wenn Vera nicht in Berlin blieb. „Wenn du im Ernst glaubst, nicht hierbleiben zu können, so wird sich Rat finden, mein Kleines! Vielleicht...“, ihm war ein plötzlicher Einfall gekommen.

„Vielleicht könntest du nach Lüneburg gehen zu meiner Schwester Lotte, die ist dort verheiratet. Das wäre überhaupt eine Idee. Sie würde dich in die Geheimnisse der höheren Kochkunst einweihen, dir bei der Aussteuer helfen, großartig. Ich werde ihr morgen sofort schreiben.“

Aber Vera, auch mit diesem Vorschlag unzufrieden, schüttelte den Kopf. „Noch nicht schreiben, Liebster!“ bat sie, als der Wagen schon am Viktoria-Luise-Platz hielt. „Vielleicht findet sich doch noch etwas anderes.“

Holand zog sie rasch noch einmal in seine Arme, sein Abschiedskuß war beinahe brüderlich. „Gewiß, wir sprechen noch darüber, kleine Vera! Morgen werde ich gegen Mittag bei deinen Eltern um dich anhalten und dann sehen wir weiter.“

Rasch stieg er aus, half ihr aus dem Wagen und schloß ihr die Haustür auf. „Auf morgen also!“

Vera winkte mit einem etwas matten Lächeln zurück, dann fiel die Haustür hinter ihr ins Schloß.

Als Vera am Morgen erwachte, sprang sie mit einem Gefühl des Neugeborenseins sogleich aus dem Bett. Sie war verlobt! Sie war Ludwig Holands Braut! War das nicht unerhört, war das nicht herrlich! Was würden die Eltern sagen, was würde wohl Egon für ein Gesicht machen, wenn sie es erführen, und erst die Kommilitoninnen in der Universität, die Holands Schriften und Vorträge teilweise kannten! Wie würden sie sie beneiden, daß sie die Frau dieses berühmten Mannes werden würde. Und so bald schon ... In ein paar Monaten!

Sie begann sich eilig anzukleiden, sie wollte sogleich mit der Mutter sprechen. Mama war immer so sonderbar aufgeregt in letzter Zeit, sie mußte vorbereitet werden, bevor Ludwig als Freier erschien und sie mit seiner Werbung völlig überrumpelte. Und der Vater — nun würde er wohl endlich einsehen, daß sie wirklich erwachsen war und daß er sie nicht mehr als kleines Mädchen behandeln durfte. Bald war sie ja eine verheiratete Frau, schon bald...

Sie hielt plötzlich inne und ließ das blaue Kleid, das sie eben überstreifen wollte, unschlüssig auf den Stuhl zurückgleiten. Ludwigs letzte Vorschläge gingen ihr wieder durch den Kopf. Nein, das alles paßte ihr nicht! Aber auch für ihn, der doch ein Mann von Welt war, konnte doch ein spießiger Brautstand, wie er ihn ausgemalt hatte, unmöglich das Richtige sein! Nein, sie mußte eben ihren Willen durchsetzen, in ein paar Wochen konnten sie verheiratet sein, nicht erst in ein paar Monaten, und dann würde sie ihren Mann eben nach drüben begleiten, dann wäre das überhaupt selbstverständlich!

Bei den Eltern fand Vera geteilte Meinungen. Die Mutter war mehr erschrocken als erfreut über die plötzliche Verlobung; ihrer Ansicht nach war alles viel zu rasch gegangen. Vera war viel zu jung, und die Zumutung, sie nach Brasilien oder noch weiter reisen zu lassen, erschien ihr ungeheuerlich. Für alles fand sie ein „Aber“. Endlich schloß sie ihre Einwendungen mit dem resignierten Seufzer: „Aber ich habe ja nichts zu sagen...“

Dagegen war Doktor Ernst Halder ausnahmsweise ganz einer Meinung mit seiner Stieftochter. Das war doch eine ordentliche Partie, einen besseren Schwiegersohn hätte er sich nicht wünschen können. „Jetzt zeige dich vernünftig, Mädel, und enttäusche ihn nicht — hörst du! Es wäre ewig schade, wenn er vielleicht doch noch abspringen würde!“

Egon war zu Veras Erleichterung nicht zu Hause; sie hatte heute absolut keine Lust, sein spöttisches Gesicht, sein vielsagendes Lächeln zu sehen. Wenn der Vater ihn dann vor die vollendete Tatsache stellen würde, war schon alles anders.

Da die Mutter, wie immer, nachgegeben hatte, wenn auch unter Seufzen und sogar mit ein paar verstohlenen Tränen, wurde Holand, als er nun wirklich zur Werbung erschien, herzlich und sogar freudig begrüßt. War ihm selbst auch diese Zeremonie der öffentlichen Verlobung im Grunde genommen höchst unsympathisch, so hielt er sie doch für notwendig und ließ geduldig alle Fragen und Ratschläge über sich ergehen. Ganz programmäßig und korrekt war es wohl nicht, daß Vera dicht neben ihm saß und unausgesetzt seine Hand streichelte, sie hätte bei dieser Unterredung wohl eher an die Seite ihrer Mutter gehört — aber so genau nahm man solche Dinge wohl heute nicht mehr. Und so duldete er in glücklicher Erregung das Schmeicheln dieser kleinen Hand, die sich so leicht in die seine zu schmiegen wußte.

Endlich waren alle Vorbedingungen erfüllt, alle Formalitäten besprochen. Alle vier waren aufgestanden, die Eltern hatten das „Brautpaar“ feierlich beglückwünscht.

Vera sah nicht gerade glücklich aus in diesem Augenblick — ach, wie prosaisch war doch heute das Ganze, sie hatte sich alles anders, ganz anders vorgestellt!

Plötzlich aber sah sie sich mit Ludwig Holand allein. Der Vater hatte ihm verständnisvoll einen Blick zugeworfen und dann mit der Mutter geräuschlos das Zimmer verlassen. Vera sah mit einem kläglichen Blick zu dem Manne auf, der jetzt ihr Verlobter war.

„Ach, Ludwig, du — das ist gar nicht schön heute, nicht wahr? Wären wir doch lieber noch für uns geblieben, du hättest gar nicht so rasch mit meinen Eltern zu sprechen brauchen, es wäre immer noch Zeit dazu geblieben!“

Ludwig Holand zog sie begütigend an sich. „Nein, nein, es ist alles schon richtig so, kleine Vera! Ich muß auch nach außen hin meine Ordnung haben, sonst ist mir nicht wohl! Jetzt bist du vor aller Welt meine kleine Braut, und ich kann dich nach Herzenslust küssen und liebkosen. Freilich tue ich es nicht vor aller Welt. Aber jetzt sind wir ja allein, du!“ Er ließ sich auf den unbequemen Polstersessel fallen und zog Vera neben sich. In einem langen Kuß vergaßen beide wieder ihre Bedenken, die ihnen in der letzten halben Stunde aufgestiegen waren. In diesem Augenblick war auch Vera wieder wunschlos glücklich.

Aber nur, so lange beide schwiegen. Denn schon ihre nächste Frage löste wieder eine neue Dissonanz aus. „Werden wir heute abend wieder zusammen ausgehen, Liebster?“

Aber Ludwig Holand schüttelte den Kopf. „Nein, mein Kleines, du hast doch gehört, daß deine Eltern mich für heute abend eingeladen haben, selbstverständlich habe ich angenommen, und ...“

Vera war heftig aufgesprungen, alle ihre Freude war wieder wie weggewischt. Sie fühlte sogar Tränen der Enttäuschung aufsteigen.

„Siehst du, so wird das jetzt immer sein! Wir werden nie mehr richtig allein sein können. Ach, ich dachte es mir ja gleich, du hättest heute noch nicht kommen sollen! Wie schön könnte es jetzt sein!“

Ludwig Holand begriff diesen Ausbruch nicht. Soviel ihm bekannt war, war jedes junge Mädchen glücklich, wenn der Mann seiner Wahl sobald als möglich mit den Eltern sprach — ja, die meisten drängten doch geradezu darauf, daß auch nach außen hin alles perfekt wurde, während Vera ...

Aber gewiß war sie nur ein wenig nervös und daher überempfindlich So nahm er sie aufs neue in seine Arme und redete ihr tröstend und begütigend zu. Heute ging es nun einmal nicht anders, da müßten sie schon mit den Eltern und dem Bruder zusammen sein, aber...

„Egon ist nicht mein Bruder!“ schaltete Vera erregt ein. Aber Holand überhörte geflissentlich den Einwand. Er sprach weiter, es würden noch viele Tage kommen, sie könnten noch manchen Abend allein beisammen sein, in der kleinen Bierstube, im Theater oder im Konzert. Und am Sonntag würden sie einmal zusammen einen halben Tag durch den verschneiten Grunewald laufen. Sie würde schon sehen, wie schön alles werden würde, gerade weil die Eltern jetzt um ihr Bündnis wüßten.

„Siehst du, Liebling, so kannst du jederzeit offen sagen, wohin du gehst, mit wem du zusammen bist, und sonst — da hättest du doch sicher geschwindelt, und das ist doch nicht schön, nicht wahr?“

Vera schwieg, auf ihrer klaren Stirn war eine kleine Falte erschienen. Gewiß, Ludwig hatte recht, sie hätte geschwindelt; aber das wäre nichts Ungewohntes für sie gewesen.

Durch die Strenge des Stiefvaters, die Ueberängstlichkeit der Mutter, endlich durch Egons indiskrete Neugier, war sie, ihrer Meinung nach, schon häufig dazu gezwungen gewesen, die Unwahrheit zu sagen. Es wäre ihr auch jetzt nicht schwergefallen, Ausflüchte zu finden. Und — hätte nicht gerade die Heimlichkeit den Zauber ihrer Zusammenkünfte mit Ludwig noch erhöht? Aber sie sagte ihm nichts davon. Sie meinte zu spüren, daß er sie in diesem Punkt nicht verstehen würde. So schmiegte sie sich nur wortlos an ihn, und der Mann glaubte beglückt, vollste Zugehörigkeit zu empfinden.

Fortsetzung umseitig

Die Insel der Verbannten

ROMAN VON EVA WENDORFF

Copyright by Aufwärts-Verlag, Berlin NW 7

5] Nachdruck verboten

Am Abend brachte Holand die Ringe mit, für Veras Mutter rote Rosen, für seine Braut einen Strauß blaßrosa Nelken. Der Vater hatte den Entwurf der Verlobungsanzeige fertig. Die Mutter war durch Aussteuersorgen bereits völlig in Anspruch genommen, und sogar Egon bemühte sich, ein feierliches Gesicht zu machen.

Vera, als glückliche Braut eigentlich der Mittelpunkt des kleinen Kreises, erschien sich selber fremd und sonderbar. Sie hatte den Rheinwein allzu hastig getrunken, jetzt lachte sie laut, sie sprach voller Eifer, ihre Wangen glühten, und ihre Augen leuchteten; es war ihr durchaus nicht mehr peinlich, vor aller Augen Ludwig Holand zu umfassen und zu küssen. Aber wenn sie sich zu besinnen versuchte, erschien ihr immer das Ganze wie ein Traum, aus dem sie sicherlich bald wieder erwachen würde.

Aber Ludwig Holand war glücklich. Er betrachtete Vera immer wieder entzückt; wieviel Lebenslust, wieviel Temperament steckte doch in dem Mädchen! Wie reizend Vera aussah, wie zärtlich sie war! Ach, er fühlte eine heiße Sehnsucht aufsteigen, jetzt mit ihr allein zu sein, sie ganz ungestört vor allen Blicken in seine Arme nehmen zu können. Aber jetzt mußte er weiter korrekt und würdevoll sein, so wie es hier von ihm erwartet wurde.

Mit diesem fünfundzwanzigsten Januar hatte nun der offizielle Brautstand von Doktor Ludwig Holand und der Studentin Vera Liebich begonnen, und jetzt kamen Wochen voller Unruhe. Auch Holand hatte sich manches ganz anders vorgestellt; er hatte nicht daran gedacht, daß man auch in Berlin Verlobungsvisiten machte. Doktor Halder aber, der seinen Kollegen gegenüber ein wenig mit dem berühmten Schwiegersohn prunken wollte, hatte es so gewünscht. So waren die Vormittage des Sonntags immer besetzt, und abends gab es oft Einladungen, da jede dieser Familien das Brautpaar einmal zu Gast haben wollte.

Gab es so mancherlei Störungen von außen her, die das bräutliche Glück trübten, so zeigten sich auch zwischen den Brautleuten selber manche Spannungen und Mißhelligkeiten. Sonderbarerweise war alles gut, solange sie nicht von der Zukunft sprachen. Dann erzählte Holand von seinen Reisen, von seinen Erlebnissen in den Tropen, und Vera hörte ihm mit leuchtenden Augen zu. Oder sie selbst begann zu plaudern: von ihrem verstorbenen Vater, den sie innig geliebt hatte und der als Ingenieur verunglückt war, als sie zwölf Jahre zählte — von ihrer Schulzeit auf einem Berliner Gymnasium, von Kameradinnen, vom Rudersport und fröhlichen Wochenendfahrten in großer Gemeinschaft.

Alles interessierte ihn. Er war selbst erstaunt, wie sehr die Jungmädchenwelt, von der er bisher nichts gekannt hatte, ihn fesselte.

Doch sobald sie von ihrem zukünftigen, gemeinsamen Leben zu sprechen begannen, setzten sofort die Meinungsverschiedenheiten ein. Da gab es immer noch die Spannung über den Zeitpunkt der Heirat zwischen den beiden. Ludwig Holand hatte weiter darauf bestanden, daß er seine Brasilienfahrt allein unternehmen würde und daß man nach seiner Rückkehr im Herbst heiraten wollte. Da Veras Eltern sich diesem Vorschlag angeschlossen hatten, so hatte sie notgedrungen nachgegeben.

Vera hatte sich keineswegs damit abgefunden; immer, wenn sie mit ihrem Verlobten allein war, hatte sie ihn gedrängt, sie hatte gebeten, geschmeichelt und getrotzt — bisher aber vergeblich. So sehr Holand sich sehnte, mit Vera verbunden zu sein, so widerstrebte seiner bedächtigen Natur der Gedanke an eine überstürzte Heirat durchaus. Ein solcher Entschluß konnte wohl rasch gefaßt, aber keineswegs durfte er übereilt verwirklicht werden.

Endlich aber waren sich die beiden auch über die äußere und innere Gestaltung ihres späteren gemeinsamen Lebens durchaus nicht einig. Vera, so jung sie war, dachte nicht daran, sich in allen diesen Fragen von vornherein ihrem Verlobten zu fügen. So bestand zwar Einmütigkeit darüber, daß sie sich in Hamburg niederlassen würden; wenn Holand auch damit rechnen mußte, jederzeit wieder einen Auftrag in den Tropen zu erhalten, so wollte er doch sein Heim haben, das ihm gehörte und in das er immer wieder zurückkehren würde. Damit war Vera ganz einverstanden; sie war einmal in Hamburg gewesen, und das bewegte Leben in der Stadt, das so durchaus durch die Stellung als „Tor der Welt" bestimmt wurde, hatte sie mächtig angezogen. Hier würde man eine schöne Wohnung mieten, sie hübsch einrichten und teils gesellig, teils häuslich leben, wie es die Anforderungen eben mit sich brachten.

„Und nun bekommst du eines Tages Auftrag, sofort nach Manila abzureisen und dort die Pest oder Cholera zu bekämpfen." So malte Vera die weitere Zukunft lebendig aus. „Dann packen wir rasch unsere Schrankkoffer, nehmen uns Karten für das nächste beste Schiff und kehren Europa den Rücken. Und auf der Heimreise machen wir vielleicht in Japan Station oder wir gehen nach Konstantinopel, und dann..."

Ludwig Holand hatte freundlich zugehört, aber um seinen Mund erschien schon wieder das nachsichtige Lächeln, das Vera von mancher Unterredung bereits kannte und das sie allmählich zu reizen begann. „Aber, Liebling, Pest und Cholera hat es auch in Manila schon wer weiß wie lange nicht mehr gegeben. Und wenn es wirklich derartige Seuchen zu bekämpfen gäbe, so würde ich da meine Frau doch nicht mitnehmen. Das würde mir geradezu verbrecherisch vorkommen!"

„So soll ich also immer wie eine verlassene Seemannsbraut trostlos allein in Hamburg sitzen?" rief Vera, und Tränen der Enttäuschung traten in ihre Augen.

Ludwig faßte begütigend ihre Hand.

„Nicht immer, mein Kleines, das habe ich ja gar nicht gesagt! Ich nehme dich schon mit, nur nicht gerade zu so ausgefallenen Sachen, wie du sie da schilderst!

Freust du dich denn nicht darauf, ein schönes Heim zu haben, in dem du mich erwarten kannst? Vielleicht dazu ein paar liebe Kinderchen, die dir die Wartezeit kürzen helfen?"

Aber Vera schüttelte nur den Kopf. Sie fühlte sich maßlos enttäuscht. Was Ludwig Holand ihr schmackhaft zu machen suchte, war ja nichts anderes als eine bürgerliche Durchschnittsehe. Wo blieb da das große Abenteuer, nach dem sie sich sehnte?

Sie erwiderte nichts mehr, aber sie schmiegte sich fester an ihren Verlobten. Die Gegenwart mußten sie ausschöpfen — was für Zweck hatte es, so viel an die Zukunft zu denken! Vielleicht würde alles doch noch ganz anders kommen...

Rasch gingen die Wochen vorbei. Ludwig Holand begann ernstlich für die Abreise zu rüsten, da erreichte ihn Ende Februar ein Telegramm aus Bahia, das ihn aufforderte, schon mit dem nächsten Schiff zu reisen. Die Seuche war unerwartet rasch fortgeschritten, man brauchte dringend weitere erfahrene ärztliche Hilfe.

Er war sofort entschlossen, dem Ruf Folge zu leisten. Es wurde ihm bitter schwer, sich schon jetzt, noch früher als vorgesehen, von Vera zu trennen. Zugleich aber fühlte er, daß es vielleicht besser war, wenn diese Brautzeit mit ihrem täglichen Beisammensein und dem Zwang fortwährender Zurückhaltung abgekürzt wurde. Er spürte, daß der Zustand einer ständigen Spannung an seinen Nerven zu rütteln begann; auch die häufigen kleinen Reibereien mit Vera, die er auf die beiderseitige Nervosität zurückführte, machten ihn reizbar und in letzter Zeit zuweilen ungeduldig. Nein, es war sicher besser, wenn man für den Rest der Verlobungszeit getrennt war!

Wenn er draußen auf Vorposten wieder seine angestrengte tägliche Arbeit zu leisten hatte, dann würde er sicher wieder ruhiger werden, dann würde es leichter sein, die Hochzeit und mit ihr die volle Ausgeglichenheit in Ruhe zu erwarten.

Rasch rüstete er sich, in die Haldersche Wohnung zu fahren, um mit Braut und Schwiegereltern das Notwendigste zu besprechen. Eben hatte er das Rasierzeug beiseite gelegt und nach seinem Rock gegriffen, als plötzlich an die Tür geklopft wurde. Achtlos rief er „Herein!", während er vor dem Spiegel noch einmal glättend über seinen Scheitel strich.

Aber auf einmal fuhr er erschrocken herum. In der Tür stand Vera; sehr blaß, offensichtlich sehr aufgeregt, war sie zögernd auf der Schwelle stehengeblieben, nachdem die Doppeltür hinter ihr ins Schloß fiel. Mit ein paar raschen Schritten war er neben ihr. „Um Gottes willen, Vera, was ist denn passiert?"

Schnell führte er sie auf das schmale Sofa, er setzte sich neben sie und schlang den Arm um sie. „Was gibt es denn, mein Kleines? Und warum telephonierst du nicht lieber, statt hierher zu kommen. Es sieht etwas sonderbar aus, weißt du; jedenfalls kannst du dich nicht lange hier aufhalten!"

Vera schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn ungestüm, wieder und wieder.

„Nein, nicht fortschicken, nicht gleich wieder fortschicken, Liebster!" flüsterte sie.

Holand erwiderte, ein wenig betreten, ihre Liebkosungen.

„Aber so sag' mir doch, was eigentlich passiert ist, Kleines?! Hoffentlich ist es nichts Schlimmes?"

Vera ließ ihn urplötzlich los und sah ihn vorwurfsvoll an. In ihren großen braunen Augen schimmerten Tränen. „Warum muß denn unbedingt etwas ‚passiert' sein, wenn ich einmal zu dir komme, Liebster? Nichts ist geschehen, gar nichts — ich, ich hatte nur so furchtbare Sehnsucht nach dir! Und zu Hause, da sind wir doch nie richtig allein — immer sitzt Mama im Nebenzimmer, oder Egon spioniert umher... Ich bin nur gekommen..., ich wollte gern einmal sehen, wie du hier eigentlich wohnst — und ich wollte endlich, endlich einmal mit dir ganz allein sein!"

Sie warf sich aufs neue in seine Arme; Holand umfaßte sie und streichelte wieder und wieder ihr weiches Haar.

Er fühlte eine heiße Versuchung aufsteigen, dieses junge, blühende Leben, das doch ihm gehörte, schon jetzt in dieser Stunde unlösbar an sich zu binden — ach, dieser Wunsch wurde noch geschürt durch die Vorstellung, daß er übermorgen schon fern sein würde, fortgerissen in unbekannte Gefahren, aus denen es vielleicht keine Rückkehr gab, und dann würde sie nie sein werden, seine kleine Vera...

Er riß sich zusammen — nein, das ging nicht, Vera war für ihn unberührbar, solange sie nicht getraut waren. Seine Gedanken arbeiteten fieberhaft. Trauung, noch jetzt, vor der Abreise? Süßes Glück der Erfüllung vor der bitteren Trennung aufs Ungewisse? Ach, auch das ging nicht an; es war ausgeschlossen, von den notwendigen Formalitäten befreit zu werden, es war ja nicht Krieg, da konnte man sich binnen vierundzwanzig Stunden trauen lassen, dem Schicksal das kurze, letzte Glück noch abtrotzen — aber jetzt...

Also Verzicht, Beherrschung, wie bisher!

Holand richtete sich hoch auf und nahm Veras Hände fest in die seinen. Gewaltsam lächelnd, begann er hastig zu sprechen. „Du hast es sicher geahnt, kleine Vera, daß ich eine wichtige Nachricht bekommen habe — eine Nachricht, die auch dich vor allem angeht. Ich muß sobald wie möglich abreisen, am besten übermorgen, dann erreiche ich noch die ‚Monte Olivia' in Hamburg. Sonst dauert es wieder ein paar Tage, bis..."

Vera hatte einen leisen Schrei ausgestoßen; sie sah ihren Verlobten so entsetzt an, als sei ihr sein baldiger Tod vorausgesagt worden. Im nächsten Augenblick stürzten Tränen aus ihren Augen. Sie gab sich keine Mühe, sie zu verbergen; den Kopf an seine Schulter gelehnt, weinte sie fassungslos.

„Jetzt schon willst du fort, schon übermorgen? Einen ganzen Monat früher, als ausgemacht war? Noch länger muß ich also allein sein, noch länger!" schluchzte sie. „Oh, warum haben wir nicht schon geheiratet oder wenigstens die Trauung vorbereitet! Ich habe es ja immer gesagt. Dann könnte ich jetzt gleich mit dir gehen, Ludwig!"

Vergebens suchte er sie zu trösten. Daß er ihr soeben schon innerlich recht gegeben, das durfte er gar nicht eingestehen jetzt...

Es war ja nun nichts mehr zu ändern, und er durfte ihr nicht alles noch schwerer machen. Er redete ihr gut zu und fühlte dabei sein eigenes Herz immer schwerer werden.

„Frühestens im Oktober kommst du also wieder", flüsterte Vera niedergeschlagen. Sie saß mit herabhängenden Armen und gesenktem Kopfe neben ihm, die braunen Locken fielen ihr in das verweinte Gesicht, die schmalen Schultern zuckten. Sie wirkte unsäglich rührend und hilflos in ihrer Betrübnis.

„Das sind fast sieben Monate, die wir getrennt sein müssen, Liebster! Sieben Monate — denk' nur, Ludwig, was in dieser Zeit alles geschehen kann!"

Holand sah auf sie herunter, ihm war schwer zumute.

„Was soll denn viel geschehen, Kleines?" murmelte er unsicher. „Sieh mal, Schiffsunglücksfälle sind selten, und drüben — nun, da bin ich bei einiger Vorsicht auch kaum in Gefahr, das kannst du mir glauben..."

Vera legte die Arme um seinen Hals und sah forschend und flehend zu ihm auf.

„Das mag schon sein, Ludwig", sagte sie leise, „daß dir keine direkte Lebensgefahr droht! Aber es gibt doch auch andere Gefahren — meinst du, ich wüßte das nicht? Drüben sind schöne Frauen, schön und gefährlich, und ein Mann wie du muß ihnen ja gefallen! Eine von ihnen wird dich für sich gewinnen mit ihren Reizen, mit all ihrer Fremdartigkeit, und du wirst deine kleine Vera vergessen, die so weit fort ist..."

Jetzt aber mußte Ludwig Holand, so trübe ihm auch zumute war, herzlich auflachen. „Aber Vera, Kleines, wie stellst du dir das vor? Ich bin ja schließlich kein Neuling in den Tropen. Ich kenne genug südländische Frauen, das kannst du mir glauben, aber sie können mich wirklich nicht reizen. Und jetzt, da ich meine kleine Vera habe, schon überhaupt nicht mehr!"

Aber Vera verfolgte die einmal eingeschlagene Gedankenrichtung hartnäckig weiter. „Aber vielleicht trifft du gerade jetzt auf eine Frau, Ludwig, die dich doch bezaubert!

Wie kannst du aber vorher mit solcher Bestimmtheit wissen, daß es anders sein wird? Und ich, Ludwig, ich selbst...", sie stockte; aber jetzt drängte Holand, hellhörig geworden, zärtlich in sie, weiter zu sprechen. „Ich selbst", flüsterte Vera endlich, und er mußte sich ganz nahe zu ihr neigen, um die hingehauchten Worte zu verstehen, „ich könnte ja auch jemand kennenlernen, dem ich gefalle, an den ich mich anschließe, weil ich ohne dich so einsam bin, in den ich mich schließlich verliebe, Ludwig!"

Erschrocken sah Holand in Veras blasses, erregtes Gesicht, in dem die dunklen Augen leuchteten. „Das ist doch nicht dein Ernst, Vera!" stieß er endlich hervor.

Vera warf den Kopf zurück, sie sprach jetzt laut, ihre Stimme hatte einen harten Klang.

„Warum sollte das so unmöglich sein?" fragte sie herausfordernd. „Es könnte doch sehr wohl sein, daß ein anderer sich in mich verliebt, und ich mich in ihn — obwohl, oder gerade weil ich dich liebe, Ludwig!"

Ludwig Holands Erschrecken, seine anfängliche Verwirrung machten jetzt einem heftigen Aerger Platz. Nein, das ging doch zu weit! In solche Phantastereien durfte Vera sich auch in der Verzweiflung des Trennungsschmerzes nicht verlieren. Er faßte Vera an den Schultern und sah ihr ernst, fast zornig ins Gesicht.

„Nein, Vera, was du sagst — das kann nicht sein! Und es wird auch nicht sein, verstehst du?" Und wieder ruhiger geworden, fuhr er in überzeugtem Ton fort: „Du wirst jetzt ganz ruhig sein, ich werde abreisen. Wir werden aneinander denken, wir werden uns oft schreiben. Du wirst, wenn du durchaus nicht zu meiner Schwester gehen willst, fleißig für dein Physikum arbeiten, damit du vor unserer Heirat noch eine Art Abschluß für dein Studium hast — nicht wahr?"

(Fortsetzung folgt)

Lies Dein Heimatblatt, die Brockauer Zeitung

Bestellungen werden in der Geschäftsstelle und von den Zeitungsboten jederzeit entgegengenommen.

Der Hühnerbraten

Eine Feldzugsgeschichte von Georg W. Piset

Vier Tage hatte es ein höllisches Auf und Nieder, Hinschmeißen und Deckunggehen, Verschanzen und Einbuddeln gegeben. Es hatte mächtig an unseren Knochen gezerrt. Wir fürchteten, sie nicht alle so wohlgeordnet nach Hause zu bringen, wie wir sie mitbekommen hatten. Nun verröchelten die Geschütze in der Ferne und in unserem Rücken, und die Flieger kreisten in aller Gemütlichkeit über Polen. Der Soldat Josef Priebe kehrte mir sein bespritztes Gesicht zu und grinste hoffnungsvoll. „Riecht nach Friedensluft, Kamerad!"

Wir wußten längst, was Priebe damit meinte. Der Priebe hielt was vom guten und reichlichen Essen. Er hatte die Gewohnheit, sich vor jeder Mahlzeit appetitlich die Hände zu belecken, ehe er damit nach Löffel oder Messer langte oder den Brotlaib in die Faust nahm. Priebe besaß sozusagen einen sechsten Sinn: er witterte schon aus größter Entfernung, was die andern erst aus dem Blechnapf enträtseln mußten. Durch Wände und Schornsteine schnupperte Priebe. Und auch jetzt mußte ihm ein hoffnungsvoller Duft in die Nase gekommen sein. Wir konnten uns auf Priebes Nase verlassen.

Eine Stunde später war der Zauber für heute beendet, und wir schoben uns in Stärke von drei Mann unter das gastliche Dach eines kleinen Bauern. Bald war das Essen geholt. Vor uns ringelten vollbrüstige Heringe ihre Schwanzflossen. Ein Kartoffelberg dampfte, und daneben grinste uns eine Schnapsflasche an. Alle guten Dinge waren beisammen.

„Priebe, Pfötchen lecken!" riefen wir — Kuhn, unser dritter Mann, und ich. Und wirklich, der Priebe wischte sich, während seine Blicke funkelnd die Tafel umfaßten, seine verdreckte Rechte blitzschnell an Lippen und Zungenspitze vorbei. Dann spuckte er kräftig aus, hieb Tornister und Trommel in die Ecke und schulterte das Gewehr ab.

Auch wir anderen beleckten uns die Finger — aber hinterher, denn der Hering zerschmolz wie leicht versalzene Butter, und der Schnaps spülte den Salzgeschmack von der Zunge.

Am nächsten Tag gab es einen ruhigen Vormittag. Nächst seiner Pflicht denkt der Soldat ans Essen. Und der Priebe im besonderen sah voller Unruhe die Mittagszeit herannahen. „Saftige Hühner laufen hier umher!" pfiff er zwischen den Zähnen in die Luft.

„Vielleicht kriegen wir mal eins vorgesetzt", meinte ich. Priebe schwieg, doch als wir uns auf den Weg in unser Quartier machten, schnupperte seine Nase verdächtig in der Luft umher. „Na, Priebe, wie steht's mit dem Hühnerbraten?" ulkte Kuhn.

„Noch riech' ich keine Feder", brummte Priebe. Als wir die Küchentür aufstießen, bemerkten wir zum erstenmal, daß Priebe sein Fingerlecken vergaß und wenig andächtig in der Gegend umherspähte, als suche er nach versteckten Ostereiern. „Jungs, ich hab' verteufelten Appetit auf solch Hühnchen. Da die Weiße. Die wär' gerade recht für ihr Alter. Oder die Pfeffer und Salz da. Fabelhafte Schenkel läßt die ahnen."

Wir sahen sie bereits als braungebratene duftige Braten auf uns zuschwanken. Oh ja, wir teilten Priebes Appetit. „Aber so einfach klauen?" fragten wir ein bißchen entsetzt.

„Wer sagt was vom Klauen? Die lachen wir uns an. Einfach. Haben wir uns etwa die Dinger nicht verdient?" Solch zwingender Logik wagten wir nicht zu widersprechen.

„Also, ich mach' das schon, Jungs. Morgen früh, wenn wir abrücken, sind die zwei jungen Damen beim Regiment!" Priebes Wagemut wurde uns unheimlich, aber wir verbargen es voreinander. Priebe imponierte uns einfach!

Lange schon, bevor die Hühner aufstanden, marschierten wir aus dem Dorf. Wir kamen nicht dazu, mit Priebe ein Wort zu wechseln. Stumm und ruhig hatte er sich das Gepäck übergeschnallt, die Trommel eingehängt und das Gewehr ergriffen. Erst draußen nickte er uns bedeutsam zu. „Zu Befehl, Hühner sind mit angetreten!"

Immer wieder liefen unsere Blicke unruhig die Landstraße zurück, ob nicht irgendein Unheil hinter uns herjagte, aber es schien, daß wir mit unseren Braten heil davonkommen sollten. Wir pfiffen sogar wieder. Da rollte plötzlich ein Wägelchen hinter uns drein. Irgendwie kam es uns bekannt vor. Auch der Mann, der darauf die Peitsche schwang, war uns noch ganz undeutlich in Erinnerung. Wir warfen uns furchtsame Blicke zu, nur Priebe verzog keine Miene und starrte den kommenden Ereignissen mit unschuldigstem Lammgesicht entgegen.

Zuerst spritzte ein Gefreiter am Zug entlang zu dem an der Spitze reitenden Hauptmann. Er ließ den Zug an sich vorbeipassieren und gab nach einigen Augenblicken den Befehl zum Halten. Wir mußten unser gesamtes Gepäck ablegen und seitwärts auf den Straßenrand treten. Inzwischen begannen einige Unteroffiziere, alle Tornister und Beutel zu durchsuchen.

Unsere Blicke waren nur unausgesetzt auf Priebes Gepäck gerichtet, während Priebe selbst gleichmütig in die Luft starrte, als gingen ihn die gestohlenen Hühner nicht die kleinste Feder an. In unseren Fäusten und Leibern siedete es vor Spannung und Erwartung. Schon packte eine derbe Soldatenfaust nach Priebes Tornister, zwängte ihn auf und durchwühlte ihn bis zum Grunde. Nicht ein einziges Mal verzog Priebe sein Gesicht.

Im Brotbeutel werden sie stecken! zitterten wir, aber auch im Brotbeutel fand sich nicht eine Feder von den jungen Damen. „Solch Aufschneider!" grollten wir, der Kuhn und ich, und versprachen ihm eine gehörige Tracht Prügel. Nach vollzogener Revision mußte das Bäuerlein unverrichteter Dinge wieder abziehen, während der Hauptmann Befehl zum Weitermarsch gab.

Gegen Abend biwakierten wir auf einer weiten Heide. Bald standen die Zelte, und die Feuer dampften. Eßgeschirre klapperten, und der Duft guten braven Kohls beruhigte alle Gemüter. Wir wollten über Priebe herfallen, aber er beleckte sich schmunzelnd seine beiden Hände und kommandierte nur: „Los! Jungs, wir legen uns abseits. Und dann holt Wasser und Holz herbei. Das andere mach' ich schon selber!"

„Was? Du hast die Hühner?" stießen wir wie aus einem Munde hervor. Darauf hielt es Priebe nicht für nötig zu antworten, und wir warteten auch nicht darauf, denn wir flitzten heißhungrig nach allen Seiten auseinander. Als ich mit der ersten Holzladung zurückkehrte, leuchteten die gerupften Hühnerleiber unter Priebes Händen hervor. Bei meiner zweiten Rückkehr brutzelten sie schon lustig im Topfe, und als ich das drittemal meine Nase unter den Deckel steckte, bräunte es sich schon vielversprechend um Keulen und Lenden, und ein feiner Duft versetzte uns in seltsame Erregung.

Langsam wurde es stiller, während die Hühner ihrer Reife zudampften. Priebe schärfte sein Messer. „Vier Keulen durch drei!" rechnete er. „Eine schwierige Rechnung!" Plötzlich hielt er die Luft an und versuchte, zum Lager hinüberzustarren. Ein Geräusch näherte sich uns. Ein Säbel, der gegen die Langschäfter schlenkerte. Wir kannten das Signal. Der Spieß oder der Alte gar?

Ehe wir's recht überlegen konnten, wohin mit dem Braten, erhoben sich neben uns die braunen Langschäfter des Hauptmanns. Wir wollten aufspritzen, aber er gab uns einen Wink, sitzenzubleiben. „Weitermachen!" Mit etwas gemischten Gefühlen beobachteten wir das Bräunen der Hühnerbrüste. „Ich glaube, sie sind gut!" stellte Priebe seelenruhig fest und zückte sein Messer. Sicher säbelte er eine der feisten Keulen ab und servierte sie dem Hauptmann auf einem Topfdeckel. „Wollen der Herr Hauptmann gütigst kosten?!"

Schmunzelnd griff der Hauptmann nach der Keule und verspeiste sie stehend. Auch wir anderen kauten, aber so vorsichtig und langsam, als bissen wir in Gummi.

Zeichnung: Grunwald — M.

Schmunzelnd griff der Hauptmann nach der Keule und verspeiste sie stehend.

Der Hauptmann wischte sich Mund und Hände und blickte uns der Reihe nach an. „So, Kerls, und nun sagt ihr mir, wo ihr die Hühner gehabt habt!"

Fragend starrten wir zuerst auf den Hauptmann und dann auf Priebe. Der biß noch immer an seinem Knochen herum und machte nicht die geringsten Anstalten, eine Antwort zu geben. „Na, heraus mit der Sprache!" Der Hauptmann fixierte Priebe. „Man redet nicht gern darüber, Herr Hauptmann. Das ist wie mit den Frauen", antwortete Priebe resigniert.

„Na, los! los! Es geschieht euch nichts! Mein Wort darauf!"

„Na, denn . . ." Priebe gab sich einen heftigen Stoß, ehe er's von der Seele bekam: „In der Trommel, Herr Hauptmann!"

Der Offizier schmunzelte. „Ihr werdet das wiedergutmachen. Auf jeden Fall: Ich dulde keinen Diebstahl!" Kuhn und ich rissen die Hacken zusammen. „Herr Hauptmann!" donnerten wir zusammen heraus. Er blickte uns an.

„Na, los!" befahl der Hauptmann und blickte mich an.

„Herr Hauptmann, ich habe das Geld für die beiden Hühner unter das Kopfkissen meines Bettes gesteckt. Die Hühner sind also bezahlt!" brachte ich heraus. „Haben Sie das wirklich?"

„Mein Wort, Herr Hauptmann!" donnerte ich. „Und Sie? Können Sie das bezeugen?" wandte sich der Hauptmann an Kuhn, aber der verdrehte nur geisterhaft seine Augen und stammelte: „Bezeugen nicht, Herr Hauptmann, aber ich habe die Hühner auch bezahlt. Unter die Tischdecke hab' ich das Geld geschoben!" Priebe blieb darüber der Keulenknochen im Halse stecken.

Ein Herr aus Brasilien

Von Hans-Horst Brachvogel

Frau Wendeler ist eine herzensgute Frau, nur fürchterlich ängstlich, mißtrauisch und mit einer Reihe von Vorurteilen behaftet, denen man hilflos gegenübersteht. Ich wohne seit zwei Jahren bei ihr und habe mir scheinbar ihr Vertrauen erobert.

Als sie vor einiger Zeit das neben dem meinen gelegene Zimmer einem ausländischen Besucher der Internationalen Ausstellung zur Verfügung stellen wollte, brachte sie es sogar fertig, mich um Erlaubnis zu bitten.

„Am liebsten", sagte Frau Wendeler einige Tage später, „wäre mir ja ein Japaner".

„Gewiß", sagte ich. „Die starke Macht im Fernen Osten — ein interessantes Land. Aber ob gelb, ob weiß, Ihr Gast wird sich bei Ihnen wohlfühlen."

Doch dann war Frau Wendelers Gast weder gelb noch weiß. Er war schwarz oder fast schwarz. Sie verkündete es mir entsetzt. „Denken Sie", sagte sie. „Man hat mir einen Neger geschickt, er ist bereits eingezogen. Ein Brasilianer. Ich konnte ihn doch nicht mehr fortschicken. Auf einen schwarzen Herrn war ich gar nicht gefaßt. Nun werden Sie mich sicher verlassen?"

„Er wird doch nicht gleich ein Menschenfresser sein", sagte ich lachend.

„Kann man wissen", antwortete sie und zog den Kopf ängstlich zwischen die Schultern. „Er sieht zwar nicht so aus, hat auch ziemlich viel Gepäck, aber . . . er heißt Dr. José Romero? Ob er wirklich Doktor ist? Er sagt, er habe früher längere Zeit in Deutschland gelebt. Vielleicht als Hafenarbeiter? Oder in einem Zirkus oder Varieté? Was meinen Sie?"

Seit diesem Tage konnte ich mich nicht mehr vor Frau Wendeler retten. Sie bewachte förmlich meinen Lebenswandel, lauschte auf mein Heimkommen, schoß dann aus irgendeiner dunklen Ecke, in der sie sich scheinbar versteckt hatte, auf mich zu, gleichsam Schutz erflehend.

Es nützte nichts, daß ich mich verständnislos stellte, daß ich ihre Notlage bestritt, daß ich schließlich ehrlich wütend erklärte, wenn ich mein Zimmer doch aufgäbe, sei nicht der Herr aus Brasilien die Ursache, sondern Frau Wendeler mit ihrer lächerlichen Angst habe schuld.

„Das ist es ja gerade", sagte sie. „Man sieht ihn nicht, man spricht ihn nicht, man weiß nicht, was er tut. Morgens geht er fort und spätabends kommt er zurück."

„Was man wohl verstehen kann", meinte ich. „Er ist doch wohl nicht nur dazu hierhergekommen, um in einem möblierten Zimmer zu sitzen."

Frau Wendeler verstand es nicht. Frau Wendeler erklärte, sie habe im Lexikon nachgelesen, daß es in Brasilien noch wilde Indianerstämme gebe, die bisher alle in ihr Gebiet eindringenden Weißen ermordet hätten. Wer, sagte sie, bürge ihr dafür, daß sie diese Wochen heil überstehe. Vor Unruhe könne sie kein Auge mehr schließen. Frau Wendeler war vernünftigen Ueberlegungen nicht mehr zugänglich.

Und dann kam der Abend, an dem das gefürchtete Unglück geschah. Ich kam erst spät nach Hause. Schon ehe ich die Wohnungstür öffnete, hörte ich den Hilfeschrei einer Frau. Ich trat ein. Alles war dunkel, nur in dem Zimmer des Brasilianers brannte Licht. Aus ihm drang jetzt auch leises Wimmern, in das sich geflüsterte Worte mischten.

Ich trat schnell näher. Auch ich war erschrocken. Die Angstgefühle der ängstlichen Wohnungsinhaberin waren nicht ohne Wirkung geblieben. Doch dann blieb ich überrascht stehen: Auf dem Diwan lag Frau Wendeler, starrte mir mit schreckgeweiteten Augen entgegen und versuchte immer wieder, ihren Arm dem Griff eines großen schlanken Mannes zu entziehen, der ihn umklammert hielt.

„Hilfe!" jammerte Frau Wendeler. Der Mann sah sich um. Er war tiefbraun. „Dr. José Romero", stellte er sich vor und ließ den Arm los. Mit erstaunlicher Schnelligkeit glitt Frau Wendeler vom Diwan und floh aus dem Raum. Dr. Romero sah ihr nach, sah mich an und zuckte die Achseln.

„Ich verstehe das nicht", sagte er. „Stellen Sie sich vor, ich komme nach Hause, habe bedauerlicherweise die Schlüssel vergessen, läute, Frau Wendeler öffnet, ist merkbar erregt, stößt mit einer jähen, fahrigen Bewegung gegen diesen Degenkasten, so daß er klirrend zu Boden fällt, dann taumelt sie gegen die Wand, bleibt regungslos stehen, ich führe die Widerstrebende hierher, sie beginnt wirr zu reden, vielleicht ist sie krank, denke ich, hat vielleicht Fieber, aber — und das ist das merkwürdigste — ihr Puls geht ruhig und gleichmäßig."

„Sie sind Arzt?" fragte ich.

„Professor für innere Krankheiten", sagte er lächelnd. „Ich habe auch hier studiert, in Heidelberg und Berlin, und kam heute gerade von meinem alten Fechtlehrer, bei dem ich früher Stunden hatte. Aber warum lachen Sie so?"

Frau Wendeler hatte sich an diesem Abend eingeschlossen und war durch nichts zu bewegen, wieder zum Vorschein zu kommen. Erst am nächsten Morgen, als Dr. Romero bereits aus dem Hause war, kam sie und begrüßte mich als ihren Lebensretter.

„Können Sie sich in meine Lage hineindenken?" fragte sie immer wieder. „Es klingelt, ich öffne, der große Mann steht vor mir, weiß leuchten die Augen im dunklen Gesicht, es ist später Abend, ich bin ganz allein, sein Kasten fällt zu Boden, lauter Mordinstrumente . . ."

„Degen" verbesserte ich, „Degen, Floretts, Säbel. Professor Dr. Romero kam gerade von Fechtstunden."

„Professor?" fragte sie erstaunt, und dieser Titel scheint es ihr — auch ohne meine weiteren Erläuterungen — angetan zu haben, denn augenblicklich ist Dr. Romero der verwöhnte und vertraute Gast von Frau Wendeler, und ich bin wieder, der ich war: der uninteressante Dauermieter, um dessen Lebenswandel man sich nur sorgt, wenn er Telegramme, Nachnahmen oder zuviel Besuch empfängt.

Deutsche Schätze

Deutsches Wort, wie klingst du schön!
Mannesstolz und Ernst und Würde
Liegt in deinem kräft'gen Laut,
Und auf deines Wohlklangs Zierde
Ist manch herrlich Lied gebaut.
Deutsches Wort, wie klingst du schön!

Deutsches Schwert, wie schlägst du gut!
Tönt zu Deutschlands Wohl und Wehre
Kriegesruf durch Berg und Tal,
Wie erblinkt am Feld der Ehre
Hell der harte, deutsche Stahl.
Deutsches Schwert, wie schlägst du gut!

Deutsches Land, wie bist du reich!
Reich an Schätzen, reich an Segen
Und an Ehren allerwärts,
Darum schlägt dir treu entgegen
Ewig auch mein deutsches Herz.
Deutsches Land, was kommt dir gleich!

H. Elstinger.

Spielt hinter dem Vorhang

Kriminalfällen aus dem Artistenleben / von Fr. Juffum

(1. Fortsetzung.)

In der Artikelreihe berichten wir von verschiedenen Kriminalfällen aus der Welt der Artisten, die seinerzeit besonderes Interesse erregt haben. Zuerst wurden die Hintergründe aufgedeckt, die dazu geführt haben, daß in Amerika eine Glanznummer in Person eines Messerwerfers auf die Bühne kam. Daran war ein Verbrechen schuld, das vor Jahren begangen wurde und die Polizei beschäftigte. Auch in einem Zirkus mußte die Polizei Verdächtige beobachten, und dabei ergaben sich einige Zwischenfälle, die einen Artisten auf den Gedanken brachten, die ähnliche Situation als Nummer vorzuführen. Dann wurde an einen Fall erinnert, der nur mittelbar mit Artisten zu tun hatte. Kurz vor dem Kriege veranstaltete der reiche Holzhändler Michaelowitsch in Petersburg für seine zahlreichen Freunde eine Gesellschaft, bei der einige Varieténummern auftreten sollten, darunter ein Zauberkünstler. Der Zauberkünstler wollte seinen Trick vorführen, dazu brauchte er sämtliche Wertsachen der Gäste, die ihm ausgehändigt wurden. In diesem Augenblick ging das Licht im Saale aus.

Da sie alle glaubten, daß der Zauberkünstler auf irgendeinem Umwege in der Dunkelheit versucht hatte, an den Kasten heranzukommen, zwang man jetzt unter allgemeinem Gelächter den Gehilfen, den Kasten zu öffnen.

Der Kasten war leer.

Nach fünf Minuten entdeckte einer der jüngsten Gäste, ein Leutnant, der am Eingang der Tür stand, daß sie von außen abgeschlossen war.

Nach zehn Minuten hatte die gesamte Gesellschaft begriffen, daß der Zauberer nie wiederkehren würde.

Trotz des Tumultes, der plötzlich losbrach, wurde es dem Hausherrn bald klar, daß Perlenketten, Uhren, Edelsteine, Börsen usw., im Gesamtwerte von rund einer viertel Million Rubel, von dem Zauberkünstler gestohlen worden waren.

Ferner mußte er feststellen, daß man zum Oeffnen der Tür genau 40 Minuten brauchte. Das solide Eichenholz mußte rings um das Schloß herum mit Axthieben zertrümmert werden.

Die mysteriöse Uhr

Wenn auch Herr Michael Michaelowitsch diesen Schaden deckte, und wenn ihm auch alle Gäste zugesichert hatten, daß sie über diesen Vorfall Stillschweigen bewahren würden, so war doch in der Gesellschaft die Schadenfreude über diesen tollen Streich so groß, daß man sich nach ein paar Tagen in Petersburg die Affäre schmunzelnd erzählte. Auch die Polizei erhielt Kenntnis davon.

Der Holzhändler mußte genau Bericht erstatten, und dabei stellte es sich heraus, daß der wirkliche Zauberkünstler Alkabar in jener Nacht in Moskau aufgetreten war, da er durch ein Telegramm eine Absage von Michael Michaelowitsch erhalten hatte.

Kriminalinspektor Suckow wußte, daß seine Aufgabe so gut wie unlösbar war. Ihm war ja bei seinen ganzen Ermittlungen große Hemmung dadurch auferlegt, daß Michael Michaelowitsch die Nachforschungen erschwerte, und ein großer Teil der geladenen Gäste so hohen Kreisen angehörte, daß eine genaue Untersuchung des Falles und Nachforschungen nach den erbeuteten Wertgegenständen unmöglich waren.

Suckow ließ es sich trotzdem nicht nehmen, in allen Zeitungen eine Aufforderung mit ganz bestimmten Hinweisen einrücken zu lassen, die nur für Hehlerkreise bestimmt waren. Damit hatte er Erfolg.

Eines Tages erhielt er eine eingeschriebene Sendung, die nichts als eine goldene Uhr und eine solche Veröffentlichung enthielt.

Er wickelte die Uhr aus diesem Zeitungspapier heraus, sah sich das Papier von allen Seiten an, betrachtete die Uhr und begriff zunächst nichts.

Was für einen Grund konnte jemand haben, von dieser Beute ein einziges Stück, nämlich diese goldene Uhr, zurückzusenden? Hatte vielleicht einer der kleinen Hehler sie gekauft und es mit der Angst zu tun bekommen?

Er besah sich die Uhr und das Paket noch einmal genau, und dabei fiel ihm erst auf, daß die Uhr in zwei Blatt Zeitungen eingewickelt war.

Das eine Blatt enthielt seine Veröffentlichung und das Datum des vorhergehenden Tages, während das andere Blatt sieben Monate älter war.

Als er dieses alte Blatt genau überlas, entdeckte er darin eine kurze Veröffentlichung über eine schwere Bluttat in Moskau. Es handelte sich um die Leiche eines Mannes aus Uralsk, dem mit den Ausweispapieren eine kleinere Summe Geldes, ein Ehering und eine Uhr geraubt worden waren.

Die Uhr, die vor dem Inspektor Suckow auf dem Tisch lag, trug dieselbe Nummer. Und jetzt begriff er auch, warum ihm gerade dieses Stück zugesandt worden war.

War die Uhr, wie man annehmen mußte, die Beute des falschen Zauberers geworden, dann mußte einer der Teilnehmer an dem Fest des Michael Michaelowitsch mit der Mordtat in Zusammenhang stehen.

Sehr bald konnte Suckow ermitteln, daß einer der Diener, die zu dem Fest angenommen worden waren, mit unbekanntem Reiseziel verschwunden war.

Es dauerte aber nur ein paar Wochen, bis dieser Mann gefunden war, der die Mordtat in Moskau auch eingestand. Von den übrigen gestohlenen Schmucksachen tauchte in Hehlerkreisen und auch später nichts mehr auf.

Am meisten grübelte Inspektor Suckow darüber nach, was den falschen Zauberkünstler wohl veranlaßt haben konnte, die Bluttat aufklären zu helfen. Denn die Rücksendung der Uhr war doch offensichtlich nur in dieser Absicht erfolgt.

Nach der Revolution in Rußland gehörte auch Inspektor Suckow zu denen, die vor der Wut der Verbrecher und Kommunisten flüchten mußten.

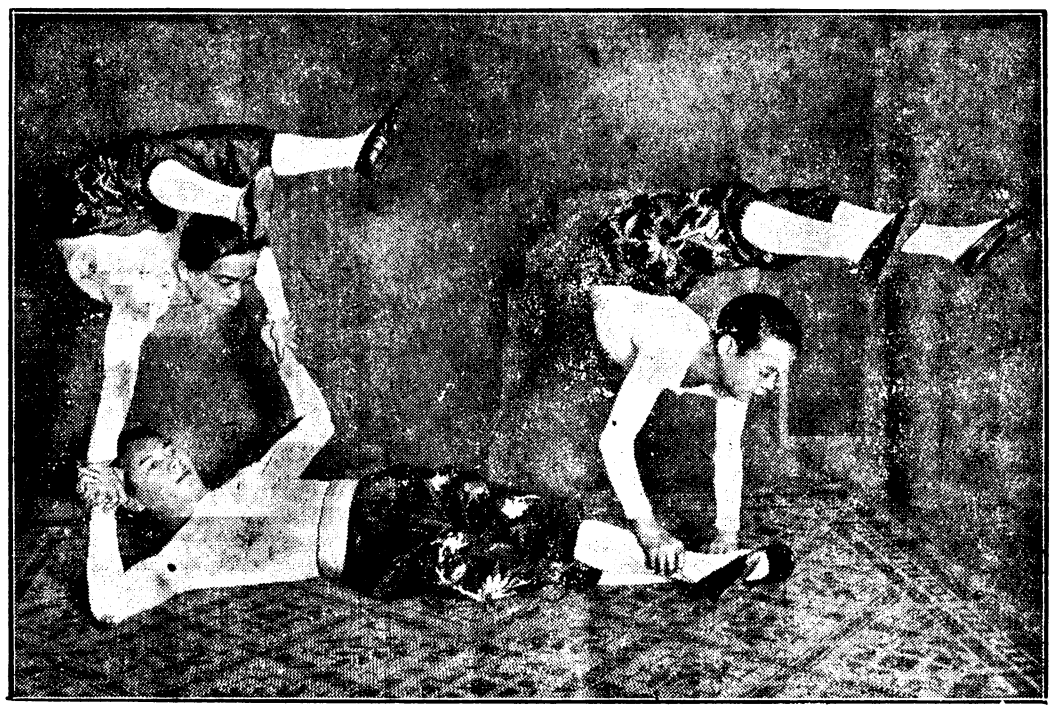
In London erlangte er durch seine Tüchtigkeit den Ruf eines guten Kriminalisten und wurde auch mit schwierigen Fällen betraut, besonders, wenn sie irgendein slawisches Land betrafen.

Auf einer Ueberseereise lernte Suckow einen älteren Mann namens Potoki kennen, der in Argentinien eine große Farm besaß.

Potoki fand solchen Gefallen an Suckow, daß er ihn einlud, ihn nach Erledigung seiner Geschäfte in Argentinien auf seiner Farm zu besuchen.

Potoki hatte vor dem Kriege in Rußland gelebt. Er hatte oftmals von seinen russischen Erlebnissen gesprochen, und als Suckow ihm später anvertraute, daß er bei der Kriminalpolizei in Petersburg tätig gewesen war, schien es, als ob Potoki ihn mit einer neuen Art von Interesse betrachtete. Vielleicht war es darauf zurückzuführen, daß er Suckow dringend bat, seine Einladung anzunehmen.

Als Suckow ihn nach mehreren Wochen aufsuchte, wurde er mit großer Gastfreundlichkeit aufgenommen. Was ihn aber mit Verwunderung erfüllte, war, daß Potoki ihn abends öfter drängte, Erlebnisse aus seinem Polizeidienst in Petersburg zum besten zu geben, und an einem Abend selbst die Rede auf den großen Juwelendiebstahl im Hause Michael Michaelowitsch brachte.



Jung-China stellt hoffnungsvollen Equilibristen-Nachwuchs. Die Chinesen sind geborene Artisten, und vor allem unter den Equilibristen stehen sie an der Spitze. Was Equilibristen sind? Man kann das Wort leichtverständlich übersetzen mit Gleichgewichtskünstler. So leicht diese Arbeit auf der Bühne des Varietés aussehen mag, so mühelos jene Menschen jede einzelne Phase beherrschen mögen, so schwierig ist dieses Gebiet der Artistik.

Aufnahme: Wintergarten-Berlin — M.

Suckow erzählte zurückhaltend seine damaligen Nachforschungen und fügte hinzu, daß ihn dieser Fall besonders geärgert habe, weil er niemals hinter die Lösung des Rätsels gekommen sei.

Potoki lächelte und sagte plötzlich zu ihm, er könne ihm die Lösung des Rätsels mitteilen. Er selbst sei nämlich jener Zauberkünstler gewesen.

Suckow wollte es zuerst nicht glauben. Dann aber erzählte ihm Potoki jede Einzelheit, und es ergab sich folgendes:

Michael Michaelowitsch hatte gerade in dem Gebiete, in dem Potoki geboren worden war, eine riesige Schiebung durchgeführt. In dieser Gegend führten einige entschlossene Männer einen wahren Verzweiflungskampf gegen das russische Regime, aber sie waren am Ende ihrer Geldmittel angelangt, und Potoki, der zu ihnen gehörte, hatte schon vielerlei Pläne entworfen, ja, wie er gestand, er wäre nicht einmal vor einem Raubüberfall zurückgeschreckt, um ihr weiteres Vorhaben zu finanzieren.

In Petersburg war er durch einen Zufall in einem Nachtkabarett Zeuge gewesen, als der verhaßte Holzhändler und Schieber einen Vertrag mit einer Tänzerin abschloß und dabei auch großsprecherisch erwähnte, daß er den berühmten Zauberkünstler Alkabar in Moskau verpflichtet hätte.

Auf Grund dieser Kenntnis hatte Potoki einen Plan gemacht und auch durchgeführt, und der gesamte Erlös aus dem Beutezug war denen zugefallen, die jenen Kampf führten.

Die Uhr aber hatte er zurückgeschickt, weil er und seine Helfer Kenntnis davon erhielten, daß dieses Stück aus dem unaufgeklärten Raubmord stammte.

Der leuchtende Kimono

In Antwerpen wurde an einem nebligen Novembermorgen die Leiche eines Mannes aus dem Hafen herausgefischt, von dem man bei oberflächlicher Besichtigung annehmen konnte, daß er vielleicht in der Trunkenheit ins Wasser gefallen und dabei ums Leben gekommen war.

Dem Wachthabenden der Polizeistation fiel nur auf, daß der Tote keinerlei Papiere bei sich trug, aus denen seine Persönlichkeit hätte festgestellt werden können.

Von den Schiffen wurde niemand als vermißt gemeldet, und der Wachhabende hatte jenes deutliche Gefühl des begabten Polizeibeamten, „daß etwas an der ganzen Sache nicht stimmen könne".

Der Polizeiinspektor, der den Fall bearbeitete, ein Mann, der mehr durch Pedanterie als durch große Begabung glänzte, tat zwar die Einwendungen und Vorstellungen des Polizeibeamten obenhin ab, ließ aber die Leiche doch obduzieren. Das Ergebnis der Obduktion lautete auf Tod durch Herzschlag, hervorgerufen durch Opiate.

Die Akten über diesen Fall wurden dem Rauschgiftdezernat zugeleitet. Inspektor Surell legte jetzt besonderen Wert darauf, die Persönlichkeit des Toten festzustellen.

An den Kleidungsstücken und der Oberwäsche war kein Hersteller- oder Firmenschild. Aus der Wirkart des Unterhemdes sah er aber sofort, daß es sich um ein englisches Fabrikat handelte.

Er wandte sich an das Zentralinstitut für Webereien und erhielt nach ganz kurzer Zeit den Bescheid, welche Firma in Manchester diese Ware herstellte.

Nun war es nicht schwer, an Hand des Vertriebes dieser Firma den Kreis der Abnehmer festzustellen. Schon nach wenigen Tagen konnte die englische Polizei berichten, daß es sich anscheinend um einen Seemann aus Liverpool handelte, der von seinen Angehörigen vermißt wurde.

Nach Uebersendung der restlichen Kleidungsstücke wurde diese Vermutung zur Gewißheit, so daß bald auch der Name festgestellt werden konnte. Der Tote war Jeffre Solfey.

Inspektor Surell fuhr nach Liverpool. Er suchte die Verwandten auf, fragte die Bekannten aus und ermittelte, daß Solfey für seine Verhältnisse ganz gut gelebt hatte. Er hatte keine übermäßigen Summen ausgegeben, aber seiner Braut eine kleine Wohnung eingerichtet und ihren Lebensunterhalt bestritten.

Als Surell das junge Mädchen, Mary Bone, aufsuchte, war es ihm zunächst nicht möglich, aus ihr etwas Näheres über das Leben Solfeys zu erfahren. Als das vorsichtige Befragen zu keinem Resultat führte, sagte ihr Inspektor Surell, daß es gar keinen Sinn hätte, ihn etwa decken zu wollen, denn ihr Bräutigam sei tot. Mary Bone brach in ein heftiges Schluchzen und Weinen aus.

Es stellte sich heraus, daß sie nichts weiter von ihm wußte. Sie hätte nur häufig Geld von ihm erhalten. Er war öfters unterwegs gewesen, aber woher er seine Einkünfte bezog, war ihr unbekannt.

Das einzige, was sie von ihm besaß, waren ein paar nichtssagende Briefe. Sie ging ins Nebenzimmer, sie zu holen, um sie Surell auszuhändigen, vielleicht daß er darin irgendwelche Fingerzeige fand.

Surell war von seinem Stuhle aufgestanden und sah durch die Tür, wie sie die Briefe hervorkramte. Dabei fiel sein Blick auf einen Kimono, dessen wunderbare Farben und Stickereien ihn so interessierten, daß er näher herantrat und ihn betrachtete. Er stellte fest, daß es ein sehr wertvolles, altes Stück war.

Da Solfey durch Opiate ermordet worden war, und dieser köstliche Kimono sich im Besitz seiner Freundin befand, witterte Surell sofort irgendeinen Zusammenhang, der auf die Spur des Mörders führen könnte.

Mary Bone bestätigte, daß der Kimono ein Geschenk ihres Bräutigams wäre. Er stammte, wie er ihr versichert habe, von einer chinesischen Gauklertruppe, deren Vorstellung sie in Liverpool zusammen besucht hatten.

Surell, der keine, auch nicht die geringste Spur außer acht ließ, ermittelte den Namen dieser Truppe und erfuhr, daß sie im Augenblick in Marseille gastierte. Zwei Tage später befand sich Inspektor Surell in Marseille und besuchte am Abend die Vorstellung.

Die Truppe hatte innerhalb des Varietéprogramms eine große Nummer zu bestreiten und zeigte eine Reihe von Jongleurakten, Akrobatik, Messerwerfen, Fahnenschwenken, kurzum das gewöhnliche Programm, das chinesische Truppen zu zeigen pflegen.

Zu der Truppe gehörten einige sehr hübsche junge Chinesinnen, und das ganze Bild war mehr auf die Farbenfreudigkeit der Kostüme und auf die Schönheit dieser jungen chinesischen Mädchen abgestellt, als auf eine wahre artistische Leistung.

Nach Schluß der Vorstellung suchte Inspektor Surell den Leiter der Truppe auf und befragte ihn vorsichtig, ob er seinerzeit eines dieser Gewänder an einen Seemann namens Solfey verkauft hätte. Es wäre jedenfalls von diesem Solfey behauptet worden.

Außer einem sehr nichtssagenden Lächeln des Chinesen konnte Inspektor Surell als Ergebnis seiner Reise nur einen Mißerfolg buchen.

Als er ein paar Tage später in seinem Büro saß, kam ihm der Gedanke, daß ja nicht unbedingt der Seemann gelogen haben mußte, daß vielleicht der Chinese irgendeinen Grund haben mußte, die Sache abzustreiten, oder Scherereien mit der Polizei aus dem Wege zu gehen. Um nichts unversucht zu lassen, zog er Erkundigungen über die Truppe ein und fragte auch in Artistenkreisen eingehend nach.

Dabei erfuhr er, daß man sich im allgemeinen wundere, wie diese Truppe bei ihrem ungeheuren Aufwand überhaupt existieren könnte.

(Fortsetzung folgt.)

* **[Freitod auf den Schienen.]** Am 20. Oktober, gegen 19½ Uhr wurde auf dem Bahnkörper der Umgehungsbahn Breslau-Mochbern eine männliche Leiche vorgefunden. Es liegt Freitod vor. Aus einem bei der Leiche gefundenen Zettel war als Motiv der Tat Krankheit angegeben. Der Tote stammt aus der Umgegend von Brockau.

* **[Festnahme eines Asozialen.]** In einer Zeit, in der alle Arbeitskräfte zum Nutzen der Volksgemeinschaft angewendet werden müssen, hat es ein in Brockau wohnhafter Mann fertig bekommen, seine Arbeit mehrmals ohne Grund niederzulegen. Für den Unterhalt seiner Familie sorgte er in keiner Weise. Er wurde daher durch die hiesige Polizei festgenommen und es wird dafür gesorgt werden, daß er arbeiten und begreifen lernt, wie er sich der Volksgemeinschaft gegenüber zu verhalten hat.

* **[Betrunkener festgenommen.]** Ein in Brockau beschäftigter, aus der hiesigen Umgegend stammender Mann mußte am 20. Oktober, gegen 19 Uhr in polizeiliche Schutzhaft genommen werden. Er hatte sich stark betrunken, schwankte beim Laufen hin und her und stürzte vor dem Grundstück Bahnhofstraße 5, so daß er den Verkehr gefährdete. Nach seiner Ausnüchterung wurde er wieder entlassen. Es ist gegen ihn Anzeige erstattet worden.

* **[Altweiberlotto.]** Ein eigenartiger Zufall fügte es, daß mit Entstehung der einen großen Reichslotterie für alle Deutschen zugleich das österreichische Lotto, das sogenannte „Altweiberlotto", verschwand. Diesen Namen führte es wegen des starken Aberglaubens, der sich in den Spielerkreisen breit machte. Das österreichische Lotto war im großdeutschen Raum das letzte Ueberbleibsel dieses Glücksspiels, das mit Recht allmählich der Klassenlotterie gewichen ist. Zu den vielen Mißständen, die das Lotto mit sich gebracht hatte, gehörte der Aberglaube, der von jeher mit diesem Spiel verknüpft war. Ausgangs des 18. Jahrhunderts gab es beispielsweise in Wien eine Un-

Kleidersammlung des Kriegswinterhilfswerkes vom 28. 10. bis 31. 10. 1939

zahl okkultistischer Bücher, aus denen man „sicher" erfahren konnte, welche Zahlen beim Lotto gewinnen würden. Abergläubische Leute kauften solche Bücher mit Vorliebe, da die Titel schon recht geheimnisvoll klangen, wie etwa: „Neuer, noch nie im Druck erschienener Kabbalistischer Schneck, welcher eine sichere Weisung gibt, die Nummern auf die künftigen Ziehungen zu wählen, und welcher jedem auch Rechnungsunkundigen sehr leicht begreiflich ist. Von einer glücklichen Lotteriespielerin". — Es ist kein Verlust, daß solcher alter und neuer Aberglaube samt seiner Ursache verschwunden ist und der in jeder Hinsicht einwandfreieren Reichslotterie Platz gemacht hat.

Angorawolle wird erfaßt. Die Angorakaninchen liefern bei vier Schuren im Jahr eine nicht unbeträchtliche Menge schneeweißer Wolle von hervorragender Güte. Sie ist nicht nur der Schafwolle überlegen, weil leichter und wärmehaltender, sondern ihre saubere, schmutz- und fettfreie Gewinnung macht auch eine chemische Reinigung der gewonnenen Wolle überflüssig. Dadurch bleiben ihre Vorzüge erhalten. All das, aber auch die vielseitige Verwendungsmöglichkeit der Angorawolle und ihre Bedeutung als Exportartikel machen es verständlich, daß die Angorawolle unter die Beschlagnahmeverordnung für die Spinnstoffwirtschaft vom 4. September 1939 fällt. Da jedoch bisher schon 95 v. H. aller Angorahalter ihre anfallenden Wollmengen abgeliefert haben, bedeutet diese Verordnung, die die Verwertung der Angorawolle regelt, für den Halter von Angorakaninchen keine wesentliche Aenderung. Sie betrifft vielmehr nur die Angorahalter, die bisher ihre Wolle selbst verwertet haben. Sie sind nunmehr zur Ablieferung verpflichtet. Eine Erleichterung bringt die Verordnung vom 2. Oktober 1939, auf Grund derer sie ohne Rücksicht auf die Zahl der gehaltenen Kaninchen jährlich 250 Gramm der selbsterzeugten Angorawolle zur Verwendung im eigenen Haushalt zurückbehalten dürfen. Der Verkauf der übrigen Wollmengen hat an die für die Erfassung der Angorawolle für Deutschland allein zuständige Reichswollverwertungs-G. m. b. H., Abt. Angorakaninwolle, Berlin-Spandau, Goltzstr. 46, zu erfolgen.

Bei Einberufenen wird kein Steuer-Säumniszuschlag erhoben. Der Reichsfinanzminister hat angeordnet, daß von Steuerpflichtigen, die der Wehrmacht angehören, also von aktiven Wehrmachtanghörigen, Wehrpflichtigen des Beurlaubtenstandes, die in den aktiven Wehrdienst eingestellt worden sind, und von sonstigen Personen, die in den aktiven Wehrdienst eingestellt wurden, ein Säumniszuschlag nicht zu erheben ist. — Es handelt sich hier um den Steuer-Säumniszuschlag, der in Höhe von 2 Prozent des rückständigen Steuerbetrages sonst immer dann zu entrichten ist, wenn eine Steuerzahlung nicht rechtzeitig geleistet wird.

Krankenhauspflege gesichert. In einer Schilderung der Sozialversicherung im Kriege bemerkt Ministerialrat Dr. Münz vom Reichsarbeitsministerium im „Vierjahresplan", es sei selbstverständlich, daß sich die Wehrmacht in größerem Umfange die Belegung in den Krankenhäusern für die Verwundeten sichern muß. Es sei jedoch Vorsorge dafür getroffen, daß die Krankenhauspflege für die Zivilbevölkerung im notwendigen Umfange gesichert bleibt. Neben den Krankenhäusern stehen auch Hilfskrankenhäuser in genügender Zahl zur Verfügung. Zu einem großen Teil sind auch die Heilstätten der Landesversicherungsanstalten für Heereszwecke herangezogen worden. Die Lungenheilstätten der Landesversicherungsanstalten werden jedoch ihrem bisherigen Zwecke dienstbar bleiben. Die Heilverfahren für Lungen- und Lupuskranke sowie für Geschlechtskranke werden wie bisher durchgeführt.

Steigerung der deutschen Wollerzeugung. In einem Erlaß an die Gemeinden erklärt der Reichsinnenminister, es würde nicht den nationalwirtschaftlichen Notwendigkeiten entsprechen, wenn, wie es gelegentlich vorgekommen sein soll, die Beschaffung geeigneter Weideplätze für die Schafhaltung bei den Gemeinden oder Gemeindeverbänden auf Schwierigkeiten stößt. Gegenwärtig sei es mehr denn je erforderlich, die einheimische Rohstoffversorgung zu steigern. Das könne für die Wollerzeugung nur erreicht werden, wenn gleichzeitig die Futtergrundlagen für die Schafhaltungen ausreichend sichergestellt und erweitert werden. Der Minister ersucht, die Bestrebungen zur Steigerung der Wollerzeugung tatkräftig zu unterstützen und alle zum Beweiden durch Schafe geeigneten Flächen und Grundstücke, soweit irgend möglich, hierfür zur Verfügung zu stellen.

Vorläufig keine Namensänderungen mehr. Die Bearbeitung von Namensänderungsangelegenheiten, also Namensänderungen, Namensfeststellungen und Widerruf von Namensänderungen, nach dem Gesetz über die Aenderung von Familiennamen und Vornamen vom 5. 1. 1938 ist bis auf weiteres einzustellen. Diese Anordnung trifft der Reichsminister des Innern in einem Erlaß an die nachgeordneten Behörden, auch für die Ostmark und den Sudetengau. Im Hinblick auf die in dem erwähnten Gesetz festgesetzte Frist für die Durchführung des Widerrufs von Namensänderungen ergeht zu gegebener Zeit weitere Bestimmung.

Zehn- bis Vierzehnjährige sollen Heilpflanzen sammeln Der Reichserziehungsminister bringt den Unterrichtsverwaltungen eine Bitte der Reichsarbeitsgemeinschaft für Heilpflanzenkunde und Heilpflanzenbeschaffung zur Kenntnis, die Schulen auf die Notwendigkeit und Dringlichkeit des Einbringens von Heil- und Teekräutern hinzuweisen. Die Sammlung ist von der HJ. übernommen. In der Regel dürfte es genügen, wenn die Zehn- bis Vierzehnjährigen in den geeigneten Gegenden des Reiches wöchentlich etwa zweimal je zwei Stunden sammeln. Eines Unterrichtsausfalls bedarf es daher nicht.

Wegfall der Ausgabe von Steuergutscheinen. Der Reichsfinanzminister hat in der Dritten Durchführungsverordnung zum Neuen Finanzplan vom 22. Oktober 1939 bestimmt, daß Steuergutscheine I und II von den Stellen, die zur Ausgabe von Steuergutscheinen verpflichtet sind, ab 1. November 1939 nicht mehr ausgegeben werden. Der Verkauf von Steuergutscheinen I durch die Finanzkassen fällt ebenfalls weg. Der Annahmezwang für Steuergutscheine im Verkehr zwischen gewerblichen Unternehmern bleibt zur organischen Abwicklung des Steuergutscheinverfahrens bestehen. Die Kreditinstitute werden für die Verwahrung und die Anschaffung von Steuergutscheinen von den Vorschriften des Bankdepotgesetzes befreit. Dadurch wird eine erhebliche Vereinfachung des Arbeitsaufwandes im Verkehr mit Steuergutscheinen ermöglicht. Das Recht, auf Grund der Steuergutscheine I Bewertungsfreiheit in Anspruch zu nehmen, wird durch die Neuregelung der Verwahrungsvorschriften nicht berührt. Die Bewertungsfreiheit für Steuergutscheine I gilt nicht bei der Berechnung des Kriegszuschlages. Die Vorteile, die an den Besitz von Steuergutscheinen I geknüpft sind, würden sonst ungerechtfertigt groß sein.

Jeden Abend daran denken:
Chlorodont
wirkt abends am besten!

Wer erhält Räumungsfamilienunterhalt? Ein gemeinsamer Runderlaß des Reichsinnen- und des Reichsfinanzministers gibt Anweisungen über die Familienunterstützung bei Räumung oder Freimachung von gefährdeten Gebieten oder Wohngebäuden im Falle des besonderen Einsatzes der Wehrmacht. Die Gewährung des Räumungsfamilienunterhalts setzt danach voraus, daß die Freimachung des Wohnortes des Antragstellers behördlich angeordnet ist. Hat der Antragsteller seinen Wohnort verlassen, ohne daß diese Voraussetzungen vorliegen, so ist Räumungsfamilienunterhalt nicht zu gewähren. Wird später die Freimachung behördlich angeordnet, so ist beim Vorliegen der sonstigen Voraussetzungen vom Zeitpunkt der Anordnung ab Räumungsfamilienunterhalt zu geben. Zuständig für die Gewährung ist der Stadt- oder Landkreis des neuen Aufenthaltsorts. Der Erlaß regelt auch die Kosten der Ueberführungen. Im übrigen gelten die neuen Vorschriften über den Familienunterhalt bei Einberufungen mit den Tabellensätzen sinngemäß auch für den Familienunterhalt der von der Freimachung Betroffenen. Soweit die Betroffenen schon bisher hauptberuflich tätig waren und auch weiterhin für den Arbeitseinsatz in Betracht kommen, haben sie sich bei dem zuständigen Arbeitsamt als Arbeitsuchende zu melden.

Zeitungsträger auf einer neuen Zeitungsmarke. Die Deutsche Reichspost gibt zwei Sondermarken zu fünf und zehn Reichspfennigen heraus, die nur für Drucksachen mit Zeitungen nach dem Ausland bestimmt sind. Die Sendungen sind durch den Vermerk „Drucksachen (Zeitungen nach dem Ausland)" zu kennzeichnen. Das Bild der beiden Marken zeigt einen Teil der Erdkugel und einen Zeitungsträger. Es enthält am oberen Rand das Wort „Zeitungsmarke". Die Marken werden vom 1. November an bei solchen Postämtern und Postamtsstellen abgegeben, bei denen hierfür ein Bedürfnis besteht. Ein Zwang, diese besonderen Marken zu verwenden, besteht nicht; andere als die erwähnten Sendungen dürfen jedoch nicht mit den Sondermarken freigemacht werden.

Schlesische Nachrichten

Schlesiens ältester Luftfahrtpionier †

Im Alter von fast 72 Jahren ist in diesen Tagen in Breslau NSFK.-Sturmführer Reinhold Jaensch gestorben. Damit ist der älteste Vorkämpfer der Luftfahrt in Schlesien dahingegangen.

Schon zu einer Zeit, als die Fliegerei noch in den Anfängen steckte und in Breslau-Krietern die ersten Gleitversuche gemacht wurden, widmete sich Jaensch dem Freiballonsport. Im Jahre 1908 gründete er den Schlesischen Verein für Luftfahrt mit. Neben Professor Dr. Abegg und Professor von dem Borne gehörte er zu den wenigen, die sich in uneigennütziger Weise damals schon für den deutschen Luftsportgedanken einsetzten. So ist es vor allem seiner Tatkraft mit zu verdanken gewesen, daß in der Vorkriegszeit die großen flugsportlichen Veranstaltungen — die 1. und 2. Ostdeutsche Freiballonwettfahrt, die Gordon-Bennett-Ausscheidungsrennen sowie die Jubiläumswoche 1913 in Breslau — in der schlesischen Landeshauptstadt durchgeführt wurden. Der Fernflug Berlin—Wien 1913 — damals eine hervorragende Flugveranstaltung — wurde ebenso wie der Ostmarkenflug im folgenden Jahre in Schlesien von Jaensch organisiert. Bei Ausbruch des Weltkrieges wurde er mit fünf Freiballonen für die Festung Breslau verpflichtet und hatte wichtige Sonderaufträge zu erfüllen. Nach dem Kriege arbeitete er unermüdlich am Wiederaufbau der Luftfahrt; schon 1921 konnte er mit einem Ballon den Ballonsport in Breslau wiederaufnehmen. Seit 1933 hatte er das Referat Ballonsport in der Gruppe 6, Schlesien, des NSFK. inne.

Aus Breslau

Quartalsmarkt für Leder in Breslau

Bei dem vierteljährlich einmal stattfindenden Markt für Leder waren diesmal Schlesiens Leder- und Schuhindustrie, der Ledergroß- und Ledereinzelhandel sowie die maßgebenden Vertreter namhafter deutscher Lederwerke fast vollständig vertreten. Verständlicherweise bestand großes Interesse für baldige Lieferung von Leder jeder Art auf seiten der Schuhindustrie wie der Lederhandlungen. Die Besucher der Lederbörse bewahrten jedoch ein zuversichtliche Stimmung. Etwaige Schwierigkeiten in der Lederwirtschaft können glatt überwunden werden. Im Anschluß an die Börse hielt die Landesfachgruppe für den Ledereinzelhandel ihre Fachgruppensitzung ab, die ebenfalls ausgezeichnet besucht war.

Penzig OL. Verkehrsunfall. Auf der Straße von Penzig nach Langenau wurde der Rentner Hermann Schamberg aus Nieder-Langenau von einem großen Lastwagen, der ihn überholte, gestreift und zu Boden gerissen. Dabei erlitt der Verunglückte schwere Verletzungen.

Lauban. Gefaßter Verbrecher. Dank der Aufmerksamkeit eines hiesigen Einwohners konnte hier ein reisender Verbrecher festgenommen werden. Der Mann war am 17. Oktober aus einer Strafanstalt in Hannover entlassen worden, wo er eine Strafe verbüßt hatte. In seinem Besitz befand sich ein Fahrrad, das er einige Tage vorher in der Nähe des Güterbahnhofes in Görlitz gestohlen hatte und das er in Lauban zu verkaufen suchte.

Ohlau. Verhängnisvolle Sperlingsjagd. In Kallen, Kreis Ohlau, hatten sich einige Kinder in eine Scheune eingeschlichen, um dort nach Sperlingen zu jagen. Bei dem Umherklettern in der Scheune stürzte ein Junge ab und schlug mit großer Wucht auf eine landwirtschaftliche Maschine auf. Er erlitt schwere Verletzungen.

Guhrau. Ein nicht alltäglicher Unglücksfall ereignete sich in Schlaube, Kreis Guhrau. Dort löste sich plötzlich das Schwungrad eines Treckers und traf einen elfjährigen Jungen, der schwer verletzt wurde. Im Kreiskrankenhaus ist der Junge gestorben. Der Treckerführer erlitt bei dem Unfall einen Armbruch.

Gottesberg. Neue Schutzhütte auf dem Großen Wildberg. Das Wildberggebiet gehört zu den beliebtesten Wandergebieten des Waldenburger Berglandes. Es stellt insbesondere die Verbindung her zwischen dem Oberen Bergrevier und der Hohen Heide. In den letzten Jahren erfuhr das Wildberggebiet eine besondere Betreuung durch den rührigen Waldenburger Gebirgsverband, dem seit jeher eine starke Förderung des Wanderns im Waldenburger Bergland zu verdanken ist. Auf dem Wildbergkamm ist nunmehr eine neue Schutzhütte entstanden, die von allen Wanderfreudigen begrüßt wird. Sie wurde mit Genehmigung der von Portatiusschen Forstverwaltung beim sogenannten Dreiherrenstein (ehemals ein Grenzstein) errichtet. An dieser Stelle lichtet sich der Bestand des Wildbergkammes und gibt einen wunderschönen Blick in das Sudetenland und auf die Hohe Heide. Vom höchsten Punkt des Wildberges ist die Schutzhütte kaum vier bis fünf Minuten entfernt.

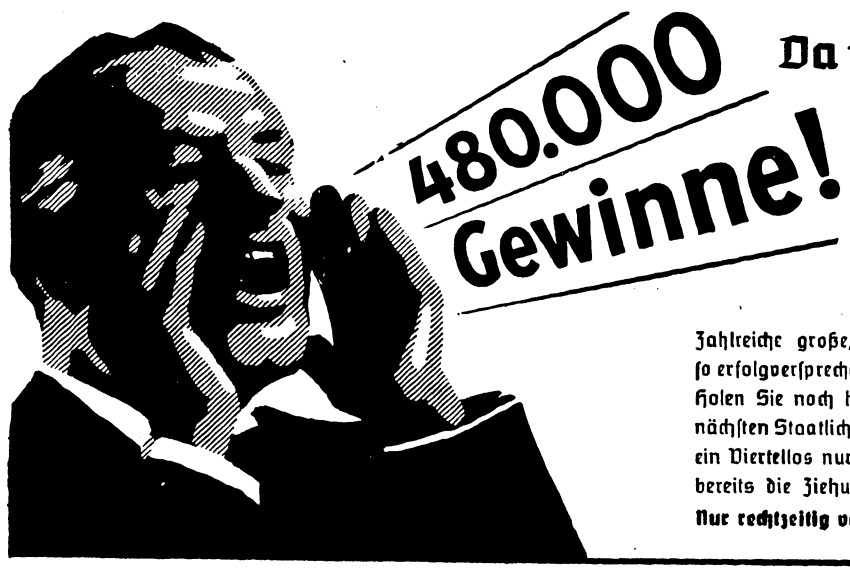
Aus dem Gerichtssaal

Verurteilte Hochverräter.

Wegen Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens verurteilte der 1. Strafsenat des Oberlandesgerichts Breslau sieben Angeklagte, von denen sechs aus Oberschlesien und einer aus Kiel stammen. Die drei Haupttäter erhielten Zuchthausstrafen von zwei bis drei Jahren und jeder auch drei Jahre Ehrverlust. Die übrigen vier Angeklagten wurden zu Gefängnisstrafen von einem Jahr bis zu einem Jahr vier Monaten verurteilt.

Zuchthaus für Sittlichkeitsverbrecher.

Die Strafkammer des Landgerichts Glatz verurteilte den 44jährigen Heinz Ludwig aus Bad Altheide wegen fortgesetzten Sittlichkeitsverbrechens und wegen fortgesetzten versuchten Sittlichkeitsverbrechens zu einer Gesamtstrafe von drei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust. — Die Strafkammer in Liegnitz verurteilte den 63jährigen Reinhold Weigel aus Liegnitz wegen Unzucht mit Kindern und Unzucht mit männlichen Personen in neun Fällen zu drei Jahren und sechs Monaten Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust. Das Urteil ist rechtskräftig.



Da sollten Sie kein Glück haben?

Ja: in 5 Klassen werden hier auf 1 200 000 Lose 480 000 Gewinne und 3 Prämien im Gesamtbetrage von RM 102 899 760.— ausgespielt.

Alle Gewinne sind einkommensteuerfrei.

Im günstigsten Falle können Sie sogar 3 Millionen RM gewinnen (§ 2, III der amtlichen Spielbedingungen). Zahlreiche große, mittlere und kleinere Gewinne lassen den Spielplan so erfolgversprechend werden.

Holen Sie noch heute ein Los und den amtlichen Gewinnplan bei der nächsten Staatlichen Lotterie-Einnahme. Ein Achtellos kostet nur RM 3.—, ein Viertellos nur RM 6.— je Klasse, und am 7. November 1939 beginnt bereits die Ziehung zur ersten Klasse. Darum ist es wichtig zu wissen: **Nur rechtzeitig vor Ziehung bezahlte Lose begründen Gewinnanspruch.**

2. Deutsche Reichslotterie

Größte Gewinne

Erste Klasse		Zweite Klasse	
3 . 100 000	300 000	3 . 100 000	300 000
3 . 50 000	150 000	3 . 50 000	150 000
3 . 25 000	75 000	3 . 25 000	75 000
6 . 10 000	60 000	6 . 10 000	60 000
12 . 5 000	60 000	12 . 5 000	60 000
15 . 4 000	60 000	15 . 4 000	60 000
30 . 3 000	90 000	30 . 3 000	90 000
45 . 2 000	90 000	45 . 2 000	90 000
90 . 1 000	90 000	90 . 1 000	90 000
Dritte Klasse		**Vierte Klasse**	
3 . 100 000	300 000	3 . 100 000	300 000
3 . 50 000	150 000	3 . 50 000	150 000
3 . 25 000	75 000	3 . 25 000	75 000
6 . 10 000	60 000	6 . 10 000	60 000
12 . 5 000	60 000	12 . 5 000	60 000
15 . 4 000	60 000	15 . 4 000	60 000
30 . 3 000	90 000	30 . 3 000	90 000
45 . 2 000	90 000	45 . 2 000	90 000
90 . 1 000	90 000	90 . 1 000	90 000

¼ Los RM 3.–

Fünfte Klasse	
3 . 500 000	1½ Millionen
3 . 500 000	1½ Millionen
3 . 300 000	900 000
3 . 200 000	600 000
6 . 100 000	600 000
12 . 50 000	600 000
15 . 40 000	600 000
21 . 30 000	630 000
39 . 20 000	780 000
150 . 10 000	1 500 000
330 . 5 000	1 650 000
420 . 4 000	1 680 000
900 . 3 000	2 700 000
1800 . 2 000	3 600 000
5100 . 1 000	5 100 000
12000 . 500	6 000 000
24000 . 300	7 200 000
315 188 . 150	47 279 700

2. Deutsche Reichslotterie

Wieder zwei britische Dampfer versenkt

Der britische 4400-Tonnen-Dampfer „Tafna" ist in der Nordsee von einem deutschen U-Boot versenkt worden. Der Dampfer ist in Swansea registriert und gehörte der Gesellschaft „La Tunisienne".

Nach Mitteilung des Londoner Rundfunks ist ein weiteres britisches Schiff versenkt worden. Es handelt sich um den in Glasgow registrierten, im Jahre 1937 erbauten 7200 Tonnen großen Dampfer „Clanchisom".

Kriegsverdienstkreuz unabhängig vom Dienstgrad

Zu der Verordnung des Führers über die Stiftung des Kriegsverdienstkreuzes ist eine Durchführungsverordnung ergangen. Darin wird bestimmt, daß die Verleihung der einzelnen Klassen nicht gebunden ist an Dienstgrad und Dienststellung. Die Verleihung des Kriegsverdienstkreuzes I. Klasse ohne vorherige Verleihung der II. Klasse soll auf besonders hervorragende Dienste beschränkt bleiben. In diesen Ausnahmefällen wird die II. Klasse zugleich mit der I. Klasse verliehen.

Wie echte Seeräuber!

England stiehlt jetzt auch belgisches Gold. — Von jeder neutralen Schiffsladung eine „kleine Prise".

Die belgische Zeitung „Laatste Nieuwe" teilt mit, daß die Engländer 400 Kilogramm Gold aus dem Kongo, die sich an Bord der Dampfer „Baudouinsville" und „Elisabethsville" befanden, beschlagnahmt haben. Diese Meldungen bestätigen die bereits berichteten Aussagen von Fahrgästen der „Elisabethsville", die Augenzeugen des Vorfalles waren und sahen, wie die Engländer während der Kontrolle des belgischen Kongodampfers mehrere Säcke mit Gold und Postsachen entwendeten ohne sie später zurückzugeben.

Die Antwerpener Zeitung „Metropole" weist weiter darauf hin, daß von der führenden belgischen Schiffahrtsgesellschaft, der Compagnie Maritime Belge", zur Zeit sieben Schiffe in den englischen Kontrollhäfen zurückgehalten werden. Diese Schiffe haben ungefähr 53 000 Tonnen an wichtigen Lebensmitteln und Rohstoffen für Belgien an Bord, darunter 26 000 Tonnen Getreide, 2000 Tonnen Mais, 6000 Tonnen Gerste 7000 Tonnen Mineralerze usw. Die Festhaltung dieser Waren hat ernste Rückwirkungen auf den belgischen Handel, die Ernährung des Volkes und die Belieferung der Industrie.

Die Engländer haben neuerdings den Brauch eingeführt von jeder neutralen Schiffsladung eine „kleine Prise" zu nehmen, was zur Folge hat, daß diese Schiffe nach dem Aufenthalt in den Downs noch nach einigen mehr oder weniger entlegenen britischen Häfen geschleppt werden.

Angesichts dieser Seeräubermethoden ist es reichlich kühn wenn der englische Minister für Kriegswirtschaft, Croß, als neues Argument zur Tröstung der Neutralen wegen der wochenlangen rigorosen Festhaltung ihrer Schiffe und der rücksichtslosen und völkerrechtswidrigen Löschungen ihrer Ladungen die Feststellung herangezogen hat, daß sich England für alle Demokratien schlage und deshalb alle Opfer bringen müßten (!). Die Unzuträglichkeiten würden jedoch aufhören wenn die neutralen Mächte die britischen Vorschriften und Kontrollen vorbehaltlos annehmen würden, also: Ausfuhrverbote für alle Banngutwaren nach Deutschland, Unterlassung der Ausfuhr bereits im neutralen Land vorhandener derartiger Vorräte, kein Ersatz der nach Deutschland gelieferten Agrarerzeugnisse durch überseeische Einfuhren für den Eigenbedarf und keinerlei Transitverkehr mit Deutschland!

Abgrundtiefe Verlogenheit

Chamberlain leugnet noch immer Giftgaslieferungen an Polen

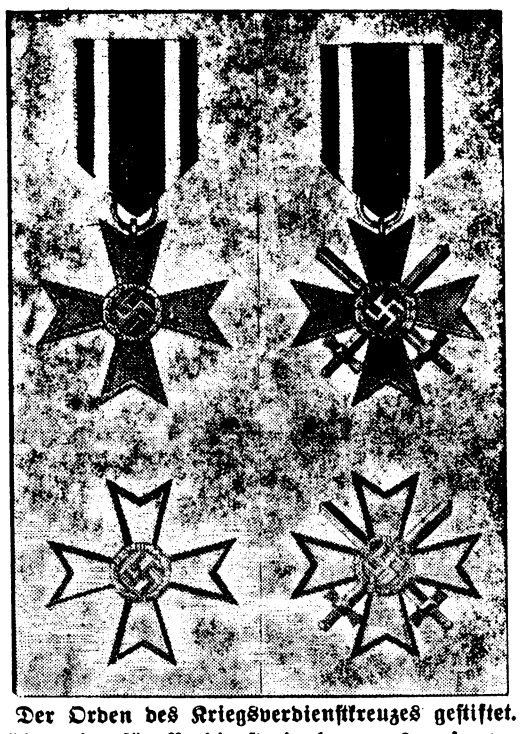
Im englischen Unterhaus wurde Chamberlain gefragt, ob er eine Erklärung zu den wiederholten Behauptungen Deutschlands abzugeben habe, daß Großbritannien Polen Giftgas geliefert habe. Chamberlain erklärte, er nehme gern die Gelegenheit wahr, um kategorisch festzustellen, daß von England niemals Giftgas in irgendeiner Form an Polen geliefert worden sei.

Angesichts der einwandfreien Beweise ein starkes Stück — doch recht englisch!

Die englische Landwirtschaft versagt

Maßnahmen zur Erhöhung der Erzeugungskraft scheiterten.

Gleich nach Ausbruch des Krieges wurden in England Maßnahmen erwogen, durch die die Erzeugungskraft der englischen Landwirtschaft erhöht werden sollte. Die Tatsache, daß England rund 75 v. H. seines gesamten Nahrungsmittelbedarfs einführen muß, schien plötzlich recht besorgniserregend zu sein. Nachdem die englische Landwirtschaft jahrelang vernachlässigt worden war, wollte man ihre Leistungsfähigkeit von heute auf morgen steigern, ein Versuch, der angesichts der besonderen Eigenart der Arbeit der Landwirtschaft von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Es waren nämlich weder genügend Traktoren noch genug Arbeitskräfte vorhanden, um diese Aufgabe großzügig durchzuführen. Ferner versuchte man, durch Lohnerhöhungen für Landarbeiter Arbeitskräfte für die Landarbeit zu gewinnen. Aber auch diese Maßnahme kam zu spät, da die inzwischen eingetretene Erhöhung der Lebenshaltungskosten die Lohnerhöhungen ausglich bzw. übertraf.



Der Orden des Kriegsverdienstkreuzes gestiftet.

Der Führer hat für Verdienste in dem uns aufgezwungenen Krieg, die keine Würdigung durch das Eiserne Kreuz finden können, den Orden des Kriegsverdienstkreuzes gestiftet, der in zwei Klassen, in Bronze und Silber, verliehen wird. Für Verdienste bei Einsatz unter feindlicher Waffenwirkung oder in der militärischen Kriegführung wird das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern, für Verdienste bei Durchführung von sonstigen Kriegsaufgaben ohne Schwerter verliehen.

Weltbild (M).

Die heutige Lage der englischen Landwirtschaft wird durch eine Zuschrift an die „Times" gekennzeichnet, in der zum Ausdruck kommt, daß die englische Landwirtschaft viel zu sehr verschuldet ist, um noch intensiv arbeiten zu können. „Seit vielen Jahren hat es die Regierung unterlassen", so heißt es in dieser Zuschrift, „die Landwirtschaft auf eine vernünftige Basis zu stellen, mit dem Erfolg, daß die Mehrzahl der Landwirte hohe Bankschulden und große Lieferantenschulden hat und daß sie, was vielleicht noch schlimmer ist, ohne eigene Schuld die Bestellung des Landes vernachlässigt."

Der Verfasser weist abschließend darauf hin, daß die Ankündigung des englischen Landwirtschaftsministers, „es könne auch für die nächste Ernte kein Nutzen garantiert werden", die Lage der englischen Landwirtschaft nur noch verworrener und schlimmer mache.

Ueberall die gleichen Unruhestifter

England selbst Urheber religiöser Zusammenstöße in Indien

Der Londoner Korrespondent von „Dagens Nyheter" richtete an Mahatma Gandhi eine telegraphische Anfrage über das Verhältnis Indiens zu England. In seiner Antwort unterstreicht Gandhi nun, daß die Engländer selbst Urheber der Zusammenstöße zwischen Hindus und Mohammedanern sind, denn diese Zusammenstöße seien, wie es in der Erklärung Gandhis heißt, ein unmittelbares Ergebnis der britischen Verwaltung.

Beim vordersten Posten

Besuch an der Westfront.

(PK.-Sonderbericht.)

Unsere vier Gummireifen fressen die Landstraße unter sich hinweg. Das Weichbild einer großen westdeutschen Stadt verschwindet im Dunst des regnerischen Mittags. Wir fahren zur Front. Jetzt die Bunkerlinie. Gut getarnt die Betonklötze. Kaum zu erkennen. Auch nicht für ein soldatisch geschultes Auge. Und dann dieses Schußfeld! Dieses Schußfeld! Wer will denn eigentlich hier durchkommen, wer? Es müßten Männer unter der Tarnkappe sein, Geister müßten es sein, aber Menschen wie du und ich werden das vergebens hier unternehmen. Schade um das Blut, das ein Gegner hier nutzlos, jawohl, völlig nutzlos, vergießen würde.

Tote Dörfer schieben sich heran. Jetzt sind wir drin. Nur aus alter Gewohnheit dröhnt unsere Kraftwagenhupe in den engen Kehren der Gassen und Straßen. Es wäre ja nicht nötig, Signal zu geben, denn hier wohnt niemand mehr, kein Mensch, die Zone des Kampfes ist geräumt, mit Mann und Maus und in bester Ordnung. Nur Katzen treiben sich noch herum und die Mäuse als Katzennahrung. Kurven um Kurven, die Bunkerlinie liegt längst hinter uns, und die Höhe drüben, das ist schon Frankreich. Dort sitzen sie vielleicht jetzt hinter dem Scherenfernrohr und sehen uns fahren. Unsere Straße ist einsam. Ringsum nur das Rauschen der Bäume als einziges Geräusch, wenn wir halten und für Minuten den Motor abstellen. Stacheldrahthindernisse durchziehen im Zick-Zack das weite Hügelland. Jetzt Maschinengewehrnester, meisterhaft getarnt. Du siehst die Mündungen erst, wenn du wenige Meter davorstehst. Sie haben etwas gelernt, unsere Feldgrauen. Im letzten Dorf lassen wir uns den Weg nach vorn, zum vordersten Posten, zeigen. Diese Strecke hat vorgestern unter Maschinengewehrfeuer gelegen. Die Einschläge sieht man noch drüben an der Friedhofsmauer. Jetzt heißt es aufgepaßt, der Feind ist greifbar nahe. An der Friedhofsmauer entlang geht es hinunter in das Grenzdorf. Die Gärten rechts und links dampfen vor Feuchtigkeit. Ein französischer Flieger erscheint über die Grenze, dreht sich und wendet sich, schwankt hin und her und macht Aufnahmen. Tack-tack-tack, tack-tack-tack-tack bellt ihm aus irgendeinem gut getarnten Nest ein MG. entgegen. Dann noch eine kleine Strecke, und wir sind ganz vorn beim vordersten deutschen Posten an der Westfront.

Unter einer Zeltbahn, die ihn gegen Regen und zugleich gegen Fliegersicht schützt, kauert der Posten und späht aufmerksam nach drüben. Selbst während er mit uns spricht läßt er nicht die Nase vom Gegner. Das Gewehr liegt, sorgfältig gegen Nässe geschützt, neben ihm. Nichts Besonderes dieser Mann da vorn an der Grenze, ein Soldat wie jeder andere, aber für mich ist er in diesem Augenblick ein Symbol. Es ist der Feldgraue schlechtweg, der deutsche Mann, der fest und eisern entschlossen ist, seine Pflicht zu tun und über das Land zu wachen. Es ist der deutsche Mensch, der nie dulden wird, daß man deutsches Land mit bewaffneter Gewalt überfällt. Es ist aber auch der Feldgraue, wie wir ihn vom Weltkrieg her kennen, der Mann, der ritterlich seinen Gegner anerkennt.

Schlicht und sachlich erzählt er mir und zeigt mir die Frontlage. Da vorn am Damm, da sind sie gestern herausgekommen. Dort im Feld haben sie Stellung genommen und mal eine Lage herübergeschossen, sind dann aber gleich wieder abgezogen. Vorgestern hat es hier zeitweise ordentlich gehagelt, aber jetzt herrscht wieder Totenstille. Ich schaue hinüber nach Frankreich. Mit dem Glas erkenne ich jede Einzelheit hinter Hecken und Gartenzäunen. Schon dem bloßen Auge kann keine Bewegung in den Häusern unentdeckt bleiben. Auch drüben in Frankreich liegt das Grenzstädtchen wie ausgestorben. Hin und wieder der Kopf eines Franzosen. Er hat uns gesehen. Jetzt verschwindet der Kopf. Man beobachtet uns genau so gut, wie wir hinüber beobachten. Aber man schießt nicht. Warum schießt man nicht? Weil der Poilu drüben keinen Haß gegen das deutsche Volk kennt, und wir schießen nur, wenn man es wagt, unser Land anzugreifen.

Freizeitgestaltung für unsere Soldaten

Für die Soldaten an der Front, auf den Uebungsplätzen und in den Standorten ist eine großzügige Freizeitgestaltung vorgesehen, für die das Oberkommando der Wehrmacht Anregungen bekanntgibt. Danach stehen der Truppe künftig alle kulturellen Einrichtungen zur Verfügung, nämlich: Theater, Konzert, Kleinkunstbühne, Varieté, Solistendarbietungen, Dichterabende, Vorträge, Film, Rundfunk, Tanzvorführungen, Volkskunstveranstaltungen, das Buch, Zeitungen, Zeitschriften usw. Eine Regelung, die in Kürze zum Abschluß gebracht sein wird, wird alle diese Einrichtungen der Truppe vorwiegend kostenlos zugängig machen. Für die Truppen auf den Truppenübungsplätzen setzt auf Veranlassung des OKW. die NSG. „Kraft durch Freude" ab sofort alle ihr zur Verfügung stehenden Einrichtungen ein. Durch Sondervereinbarung mit dem Reichserziehungsminister steht auch die Film- und Bildorganisation der Reichsstelle für den Unterrichtsfilm mit ihren 235 000 Filmkopien zur Verfügung. Ein verstärkter Einsatz von Zeitungen, Zeitschriften und Illustrierten für die Truppen auf den Truppenübungsplätzen ist ebenfalls veranlaßt. Weiter erfolgt sofort eine Belieferung mit sogenannten Kompanie-Kleinbüchereien. Ferner kann der Einsatz der HJ. für von ihr auszugestaltende Abende erfolgen. Da die Zahl der kulturellen Veranstaltungen im Verhältnis zu der Zahl der Truppeneinheiten nur gering sein kann, muß das Schwergewicht der Betreuung bei der Selbsthilfe der Truppe, d. h. der eigenen Freizeitgestaltung aus sich heraus, liegen. Musik-, Gesang-, Spiel-, Bastlerneigungen, technische Fähigkeiten und sonstige Sonderinteressen können entweder für die Gesamtheit der Truppe oder die Freizeitgestaltung des einzelnen, allein durch ihre Pflege, nutzbar gemacht werden. Die Bildung entsprechender Gruppen wird angeregt, auch von Brettspielgruppen und von Boxkampf-, Ringkampfgruppen usw. Zur Frage des Stoffs für Laienspiele verweisen die Anregungen auch auf Kurzgeschichten oder Anekdoten, wie sie in Zeitungen zu finden sind. Nicht zu vergessen sei, daß auch Stuben oder Räume sichergestellt werden, in denen die am Buch Interessierten wirklich ungestört lesen oder ihre Post erledigen können. In diesen Räumen habe der Rundfunk zu schweigen. Anderweitig lasse sich der Rundfunk ganz besonders wirksam in die Freizeitgestaltung einschalten, z. B. für kleine Gemeinschaftsempfänge, die durch Besprechung des Gehörten vor allem auch der weltanschaulichen Führung nutzbar zu machen sind. Der ausgedehnte Einsatz des Sports für die Freizeitgestaltung und den körperlichen Ausgleich verstehe sich von selbst. Zum Schluß erklärt das OKW., daß Anregungen aus der Truppe für die Weitergabe an die Gesamtwehrmacht zur Frage der Freizeitgestaltung begrüßt würden.

Kleidersammlung des Kriegswinterhilfswerkes vom 28. 10. bis 31. 10. 1939

ATA fegt und putzt sehr schnell, was es putzt, wird blinkendhell.
Nimm für Holz, Metall und Stein **ATA** – es macht alles rein!

ATA ist das bewährte seifesparende Putz- und Scheuermittel; hergestellt in den Persilwerken.

Kammerlichtspiele Brockau
Ab Donnerstag, den 26. Oktober bis Montag, den 30. Oktober
„Ziel in den Wolken"
Leny Marenbach, Brigitte Horney, Albert Matterstock, Werner Fuetterer
Ein einziger Entschluß verändert manchmal unser Leben. Er führt uns zur Höhe, aber unter welchen Opfern! Dieser Film läßt uns erleben, wie ein junger Offizier das Schicksal bezwingt — er reißt uns mit, er bringt uns im Endkampf das Glück.
Als Beiprogramm: **Berichte von der Front**
Anfangszeiten: Wochentags 6³⁰ u. 8⁴⁵ Uhr, Sonntags 4³⁰, 6⁴⁵ u. 9 Uhr

Winter-Fahrplan
des **Autobus-Verkehrs**
10 Pfennig
zu haben bei
Dodeck's Erben, Bahnhofstr. 12

Familien - Anzeigen
fertigt an
E. Dodeck's Erben

Einfamilienhaus
zu kaufen gesucht.
Genaue Angaben über Größe, Preis, Lage etc. erbeten unter **300** an die Geschäftsstelle der „Brockauer Zeitung".

Briefumschläge
Postkarten
Feldpostkartons
mit Aufdruck „Feldpost"
hält vorrätig
E. Dodeck's Erben

Heute Donnerstag neu!
Die Wehrmacht
Illustrierter Beobachter
Münchner Ill. Zeitung
Berliner Ill. Zeitung
Kölnische Ill. Zeitung
Marie Luise
Koralle
Gartenlaube
Die junge Dame
Ab Freitag:
Deutsche Ill. Zeitung
Filmwelt
Schles. Sonntagspost
Rätselzeitungen
und sämtliche
Radio-Programme
zu haben in
Dodeck's Buchhdlg.
Bahnhofstraße 12

Bestellzettel für neuhinzutretende Bezieher

Ich bestelle ab sofort die
„Brockauer Zeitung"
zum monatlichen Bezugspreis von 1,15 RM.
„ wöchentlichen „ „ „ 0,28 „
Für auswärtige Bezieher durch die Post bezogen „ „ „ „ 1,38 „

Name: .....

Straße: .....

An den Verlag der „Brockauer Zeitung", Brockau